

Nachdenken über die Zeit

Seite 39

Ausgabe 3 | 2013

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



Gerontotechnologie

Die Betreuungshilfen rollen in die digitale Zukunft



INFOGATE

INFOGATE AG

Hagenholzstrasse 81a, 8050 Zürich

www.infogate.ch - 044 306 56 56

Ihr Ansprechpartner: Michael Brönnimann

ÜBER UNS

Die Infogate AG ist ein Schweizer Softwarehaus das sich auf die Entwicklung und den Unterhalt von Standardsoftware für das Sozial- und Gesundheitswesen in der Schweiz, Österreich und Deutschland spezialisiert hat. In den letzten 20 Jahren (Firmengründung 1991) konnte viel Know-how und Erfahrung in der Entwicklung und Implementierung von Standardsoftware für das Sozialwesen aufgebaut werden. Wir beraten unsere Kunden in einer kompetenten, ehrlichen und professionellen Art und Weise in allen Bereichen der Leistungserbringung, die mit dem Einsatz unserer Produkte zu tun haben.

Zu unseren Kunden zählen der Bund, Kantonale Verwaltungen, grosse Städte, Heime, Beratungsstellen, Organisationen aus dem Case-Management und viele andere Beratungs- und Begleitungsangebote aus dem Bereich der Sozialen Arbeit.

RASCHERE WIEDEREINGLIEDERUNG MIT E-CASE IM SCHUL- UND WOHNZENTRUM SCHACHEN

Paul Longoni, Zentrumsleiter: „Seit August 2004 wird nun mit e-Case gearbeitet und ich kann mir nicht vorstellen, wie wir unsere erfolgreiche Arbeit ohne diese ideale und flexible Software-Lösung weiterführen könnten. Ich kenne keine andere Software, die derart präzis unseren Bedürfnissen angepasst werden kann“.

ÜBER E-CASE

e-Case ist eine hochflexible Standardsoftware für Kinder- und Jugendheime. Aus unserer Sicht ist die hohe Flexibilität ein elementarer Baustein für die reibungslose Implementierung einer Softwarelösung in stationären Einrichtungen. Unsere Standardsoftware ist heute bei verschiedenen kleinen, mittleren und grossen Institutionen im Einsatz.

EINFÜHRUNGSPROJEKTE

Für die Einführung von e-Case stellen wir unseren Kunden eine kompetente Projektleiterin resp. einen kompetenten Projektleiter zur Seite. Unsere Mitarbeitenden haben langjährige Praxiserfahrung im Sozialwesen (Pädagoginnen/Pädagogen und SozialarbeiterInnen) und verfügen über das nötige technische Know-how um unsere Kunden während der gesamten Einführung optimal zu unterstützen.

FUNKTIONSUMFANG

e-Case umfasst alle Funktionen für die gesamte Fallführung in stationären Einrichtungen:

- >> Stammdaten (Bewohner, Adressen usw.)
- >> Leistungsdaten, Abrechnungen
- >> Office-Schnittstellen (Word, Excel und Outlook)
- >> Journal, Dokumentationen, Berichte
- >> Elektronische Beobachtungsverfahren (BOB)
- >> Leistungsvereinbarungen, Präsenzkontrollen
- >> Personaleinsatzplanung (PEP)
- >> Umfassende Auswertungsfunktionen

Die Applikation ist auf Microsoft-Technologien ausgerichtet und wird auf der Grundlage der modernsten Technologien laufend weiterentwickelt.

INDIVIDUELLE PRÄSENTATION

Möchten Sie e-Case kennenlernen? Gerne bieten wir Ihnen eine kostenlose und unverbindliche Präsentation von e-Case bei Ihnen im Hause an!

«Die technologische Entwicklung lässt sich nicht aufhalten. Mitzureden haben wir allerdings, wenn es darum geht, was wir daraus machen.»



Beat Leuenberger

Chefredaktor

Liebe Leserin, lieber Leser

Ob wir einer elektronischen Datensammlung nun «intelligentes Umgebungsnetzwerk», «technisches Assistenzsystem» oder «Ambient Assisted Living» sagen, ist gar nicht so wichtig. Alles tönt ein wenig nach Beschönigung. Eine elektronische Datensammlung bleibt eine elektronische Datensammlung, wie immer wir sie auch benennen.

Unser erster Reflex, wenn wir hören, dass digitale Technik Daten über uns erfasst, auswertet und – wo und wie auch immer – nutzt: Halt, ich will wissen, was wo von wem und warum über mich elektronisch gespeichert wird. Und ich will mitreden können, zu welchem Zweck die Daten verwendet werden.

Das ist ein richtiger und guter Reflex. Doch es wäre naiv, zu glauben, wir könnten lückenlos kontrollieren, was über uns in die elektronische Sammlung gerät. Die kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Beauftragten für Datenschutz mögen sich wacker ins Zeug legen und ab und an einen kleinen Erfolg verbuchen. Wer freilich die einfache Probe aufs Exempel macht und den eigenen Namen bei Google eingibt, gerät – mild gesagt – ins Staunen, was alles an Informationen über die eigene Person frei zugänglich und für die ganze Welt abrufbar ist.

Wer das nicht möchte, müsste konsequent auf das Internet, aber auch auf Super- und Cumulus-Karten bei Coop und Migros, auf die Kreditkarte der Bank und auf Badges jeder Art verzichten. Anders gesagt: Wir können uns in der heutigen Welt nur ganz, ganz schwierig der elektronischen Überwachung entziehen.

Die moderne Informationstechnologie erreicht derzeit auch Betreuung und Pflege in Heimen und Institutionen. «Ambient Assisted Living» heisst einer der meistgehörten Fachbegriffe in diesem Zusammenhang. Auf Deutsch etwa: selbstbestimmtes Leben durch innovative Technologie. Das tönt harmlos, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch Heime

damit Daten über Bewohnerinnen und Bewohner sammeln, ihre Aktivitäten elektronisch überwachen und aufzeichnen. Ist das schlimm? Ja, wenn die Anwender glauben, moderne Technik ersetze menschliche Fürsorge und mache Herz und Kopf der Betreuenden und Pflegenden zu zweitrangiger Software. Nein, wenn die Heimverantwortlichen moderne Technologie sinnvoll, ethisch verantwortungsvoll und für alle Betroffenen so transparent wie immer möglich einsetzen. Wie das gehen kann, zeigen in dieser Ausgabe der Fachzeitschrift Curaviva die Reportagen auf den Seiten 13, 21 und 29.

«Gerontotechnologie» heisst der Schwerpunkt der März-Ausgabe unserer Zeitschrift. Die Beiträge zeigen, wie wichtig digitale Technologie in Zukunft für Betreuung und Pflege wird und welchen Fragen wir uns in diesem Zusammenhang zu stellen haben. Nehmen Sie dieses Heft als Anregung zum Gespräch. Die technologische Entwicklung wird sich nicht aufhalten lassen. Was wir mit dieser Entwicklung machen, dabei allerdings haben wir durchaus mitzureden. ●

Software-Lösungen für Schweizer Heime und Institutionen

Mittwoch, 12. Juni 2013 bei der Stiftung Kartause Ittingen in Warth TG

Jetzt unter www.axept.ch/abs/live-event anmelden!



Kundenmeinungen AXcare

«Unser Ziel war es, ein integriertes System zu erhalten, das durchgängig ist und unsere Bedürfnisse und Wünsche in allen unseren Bereichen erfüllen soll. Mit der ABACUS Software haben wir eine adäquate Lösung für alle Bereiche gefunden und konnten redundante Stammdatenerfassung sowie diverse Schnittstellen eliminieren. Das ganze Projekt wurde innerhalb neun Monaten dank der seriösen Planung und Begleitung durch das Projektteam der Azept Business Software AG termingerecht und erfolgreich umgesetzt.»

Brigitte Scheiwiler, Leiterin Administration, www.buecherwaldli.ch



Werkstätten
Buecherwäldli

«Mit AXcare ist es möglich, effizient und einfach Abrechnungen zu erstellen. Durch die Schnittstellen zur Lohnbuchhaltung und Auftragsbearbeitung ist ausserdem die korrekte und automatische Weiterverbuchung gewährleistet. Doppelerfassungen können vermieden und damit Fehlerquellen minimiert werden. Ein Kompliment gebührt den involvierten Mitarbeitern von Azept, die mit viel Fachkenntnissen unsere Heimlösung unkompliziert und termingerecht eingeführt haben.»

Peter Mötteli, Kaufmännischer Leiter, www.kartause.ch



KARTAUSE
ITTINGEN

«Die grosse Anpassungsfähigkeit der ABACUS Software und das umfassende Branchen-Know-how von Azept hilft uns, unsere hohen Anforderungen an die Klientenverwaltung abzudecken und unsere speziellen Prozesse durchgängig an die kantonalen Stellen in einem einzigen System abzubilden.»

Thomas Hoffmann, Leiter Finanzen/Administration, www.integrafreiamt.ch



Integra

Weitere Referenzen

- Tertianum AG (ganze Gruppe)
 - Stiftung Aarhus, Gümligen
 - Stiftung Schürmatt, Zetwil
 - Stiftung Pigna, Kloten
 - MURIMOOS, Muri
 - Stiftung für Behinderte Lenzburg
 - Stiftung Solvita, Urdorf
 - Nathalie Stiftung, Gümligen
 - Schulheim Kronbühl SG
 - Dreischiibe, St. Gallen
- Gerne stellen wir Ihnen auf Anfrage eine ausführliche Referenzliste zu.
- Mehr Infos unter www.axcare.ch!

Elektronik in der Alterswohnung



Inhaltsverzeichnis

Erfolgsgeschichte des Rollators



Fachkongress Alter



Gerontotechnologie

Zwischen Sicherheit und Freiheit

Modernste Technologien können das Leben von älteren Menschen erleichtern. «Doch wir müssen auf der Hut sein, dass wir die Grenze zur Unmenschlichkeit nicht überschreiten», sagt Markus Leser, Leiter des Fachbereichs Menschen im Alter bei Curaviva Schweiz. 7

Sensoren, Nachlichter und Bewegungsmelder

Das Sozialwerk St. Georg hat sein Heim im deutschen Duisburg mit einem «intelligenten Umgebungsnetzwerk» ausgestattet. Es hilft den Bewohnenden sicher und selbstständig zu leben. 13

Ethische Richtlinien für die elektronische Überwachung

Wann darf ein Pflegeheim technische Systeme zur Überwachung von Heimbewohnern einsetzen? Der Ethikrat des Waadtländer Pflegeheimverbandes hat Richtlinien formuliert. 17

Kameras überwachen

Die drahtlose Wi-Fi-Technologie ermöglicht in Alters- und Pflegeheimen neue Kommunikationsmöglichkeiten. Heime in Freiburg und in der Waadt setzen die Technologie bereits ein. 21

Zukunft der Robotik in der Altenpflege

Die neueste Generation von Robotern verlässt soeben die Labors. Diese Entwicklung könnte auch Auswirkungen für die Altenpflege haben. 25

Apps für den Altersalltag

Seit einigen Monaten lebt das Ehepaar Würmli in einer Alterswohnung. Dass dies die beiden so selbstständig wie möglich tun können, verdanken sie auch modernster Informations-Technologie. 28

Vom Hilfsgerät zum Hightech-Objekt

Der Rollator ist das erfolgreichste Gerontotechnikgerät der letzten zwanzig Jahre. Nun wird in den Labors und an den Hochschulen an der Hightech-Gehhilfe der Zukunft getüftelt. 32

Ein Blick in die Zukunft

Welche Neuerfindungen und -entwicklungen werden bald Standard sein in unseren Heimen und Institutionen? Eindrücke und Entdeckungen vom Ambient-Assisted-Living-Kongress in Berlin. 35

Alter

Curaviva-Fachkongress Alter I

Wie können wir die Kunst lernen, mit der Zeit richtig umzugehen? Der Philosoph Wilhelm Schmid befasste sich am Fachkongress Alter mit einem Phänomen, das so einfach nicht zu fassen ist. 39

Curaviva-Fachkongress Alter II

Der Fachkongress Alter von Curaviva ist auch ein grosses Klassentreffen. Ein Fotoalbum dokumentiert die Zusammenkunft. 43

Management

Elektronische Patientendossiers

eHealth soll Patientendaten künftig elektronisch dokumentieren und den Datenaustausch effizienter und sicherer machen. Das Pflegepersonal fürchtet allerdings mehr Bürokratie. 45

Journal

Kolumne 49

Kurzmitteilungen 49

Stelleninserate 16, 20

Titelbild: Ein Rollator mit GPS-Navigationssystem. Was nach Science Fiction aussieht, ist inzwischen Wirklichkeit: Modernste Informations-Technologie hat Einzug gehalten bei der Betreuung und Pflege von Menschen mit Einschränkungen. Foto: ASSM

Impressum Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Natascha Gerisch (ng); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2013, 84. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förliluckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: urs.keller@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, PreMedia und Druck, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Lea Hari • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2012: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2012: 3021 Ex. (Total verkaufte Auflage 2938 Ex., Total Gratisauflage 83 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit vollständiger Quellenangabe und nach Absprache mit der Redaktion. ISSN 1663-6058



**Einzigartiges Design –
Komfort –
gutes Handling**

Der Multifunktionsstuhl SELLA gewährleistet dank seinen Vorteilen Erleichterung sowohl für Patienten als auch für das Personal. Verschiedene Ausführungen und Farben. Verlangen Sie unsere Unterlagen oder eine Präsentation.



topol®

Topol AG, Aengermatte 94, CH-4936 Kleindietwil
Tel. +41 62 923 04 43 Fax +41 62 923 04 41, info@topol.ch, www.topol.ch



16. Thuner Alterstagung 21. März 2013

Sinnstiftende Begleitung in der Langzeitpflege für MitarbeiterInnen in Spitex, offener Altersarbeit, Spitälern, Alters- und Pflegeheimen, für Seelsorger und Behörden

ReferentInnen/Gestaltung:

Prof. Dr. Wolfram Kurz, Judith Giovannelli-Blocher, Felix Karnowski, Sr. Elisabeth Müggler, Barbara Lauper, Pierre Stutz und Theaterkoffer Luzern

Programme und Anmeldung:

TRANSfair, 16. Thuner Alterstagung, Biergutstr. 1A, 3608 Thun, Tel.: 033 334 08 54, E-Mail: administration@trans-fair.ch



INSTITUT
FÜR SINNZENTRIERTE
FÜHRUNG GMBH

PSYCHOSOZIALE BERATUNG

BERATEN UND HELFEN DURCH

Fördern, Unterstützen und Entwickeln auf der Basis des Menschenbildes von Viktor E. Frankl.

Möchten Sie kompetenter werden im Umgang mit Menschen in schwierigen und belastenden Situationen?

Suchen Sie neben fachlicher Kompetenz vor allem auch psychologische, therapeutische und kommunikative Fähigkeiten und Fertigkeiten?

Das ganzheitlich ausgerichtete Beratungskonzept hilft, die eigene Professionalisierung zu verbessern und bietet die Chance, die eigene Sinnorientierung und das eigene Gesundheitsverhalten zu reflektieren.

Die Fortbildung lässt sich berufsbegleitend absolvieren. Start ist der 31.8.2013, Anmeldeschluss: 1.8.2013

Infoabend: 23.5.13, 19 Uhr, Eulerstrasse 9, 4051 Basel
www.i-s-f.ch/psychologie
Eulerstrasse 9, 4051 Basel, www.i-s-f.ch
Tel. 061 271 11 28, Fax 061 271 17 04



Stadt Zürich
Fachschule Viventa

Hauswirtschaftliche Berufsbildung

Im Berufsfeld Hauswirtschaft sind flexible und vielseitige Fachleute gefragt.

Neu erworbene Fachkenntnisse und eine gezielte Vertiefung Ihres Praxiswissens ermöglichen Ihnen einen höheren beruflichen Abschluss. Mit dem

Eidgenössischen Fachausweis als Haushaltleiter/in

erweitern und verbessern Sie Ihre beruflichen Perspektiven.

**Fühlen Sie sich angesprochen?
Dann zögern Sie nicht uns anzurufen.
Wir geben Ihnen gerne Auskunft.**

Ausbildungsdauer

August 2013 bis Mai 2015, jeweils dienstags, 67 Kurstage.

Für Personen mit einem hauswirtschaftlichen Berufsabschluss beträgt die Kursdauer 52 Tage.

Ausbildungsinhalte

Ernährung und Verpflegung, Haushaltführung, Familie und Gesellschaft, Recht, Korrespondenz und Buchhaltung, Gesundheit und Soziales, Gäste und Feste, Arbeitsorganisation und -planung, Projektmanagement, Hauswirtschaftliche Dienstleistungen, Schritte in die berufliche Selbstständigkeit.

Zulassung

Erforderlich sind mindestens 6 Jahre Haushaltpraxis oder ein Eidgenössischer Fähigkeitsausweis in einer beruflichen Grundbildung und 2 Jahre Praxis im Haushalt.

Kosten

bei Wohnsitz in der Stadt Zürich Fr. 3080.-
im Kanton Zürich Fr. 4470.-
in anderen Kantonen Fr. 5860.-

Auskunft/Anmeldung

Fachschule Viventa
Jungholzstrasse 43, 8050 Zürich
Tel. 044 306 70 50

Infoveranstaltung

Dienstag, 12. März 2013, 18.30 Uhr
im Schulhaus Dorflinde,
Schwamendingenstr. 39, 8050 Zürich.

Wir bitten um Ihre Anmeldung.
Tel. 044 306 70 50/Fax 044 306 70 55
viventa@zuerich.ch

www.stadt-zuerich.ch/viventa

Ein Bildungsangebot des Schul- und Sportdepartements

Die Schule für ALLE

Viventa

Interview mit Markus Leser, Leiter des Fachbereichs Menschen im Alter bei Curaviva

«Technologie darf nie dazu da sein, den menschlichen Kontakt zu ersetzen»

Es ist ein brandaktuelles Thema: Modernste Technologien, die das Leben älterer Menschen erleichtern. Doch neben der Begeisterung gibt es auch Skepsis. «Wir müssen auf der Hut sein, das wir die Grenze zur Unmenschlichkeit nicht überschreiten», sagt Markus Leser im Interview.

Interview: Beat Leuenberger

Hightech-Firmen entdecken gerade das Alter als riesigen Markt. Neue Begriffe tauchen auf: Gerontotechnologie, Ambient Assisted Living (AAL), intelligentes Wohnen, Robotik. Was ist der Inhalt dieser Begriffe?

Markus Leser: In der Tat sorgen die Begriffe zurzeit ein bisschen für Verwirrung. Gerontotechnologie ist wohl der Oberbegriff und meint technologische Hilfsmittel aller Art, welche die Lebensqualität von älteren Menschen verbessern.

Etwa der Notrufknopf am Handgelenk?

Ja, damit begann es vor 30 Jahren. Seit den 90er-Jahren findet aber eine rasante Entwicklung statt. In der Europäischen Union entstand das Programm Ambient Assisted Living zur Verbesserung der Lebensqualität im Wohnumfeld von älteren Menschen. Verschiedene Länder, auch die Schweiz, zahlen Geld in einen Topf und finanzieren damit AAL-Projekte.

«Für Technologie sind Pflegefachleute zu gewinnen, wenn sie darin einen Nutzen erkennen.»

Welche Anliegen verfolgen diese Projekte?

Es geht um dreierlei: intelligente Trainingsgeräte in der Rehabilitation, Unterstützung und Hilfe im Alltag und soziale Kommunikation – mit

dem Ziel, dass ältere Menschen in ihrer Wohnung so lange wie möglich selbstständig leben können.

«Technologie bietet uns Sicherheit zulasten der Freiheit. An diesem Thema gilt es zu arbeiten.»

Die Hightech-Industrie hat den Markt entdeckt. Aber ist es auch umgekehrt? Haben

auch die alten Menschen die technologischen Möglichkeiten entdeckt, die ihnen das Leben erleichtern und angenehmer machen?

Ja, das ist jetzt im Gang. Am Anfang war die Ingenieurwissenschaft, die sich schon seit den 80er-Jahren mit Gerontotechnologie befasst. Etwas später begann die Industrie, innovative Produkte herzustellen. Und nun gesellen sich die dritten Player hinzu – ältere Menschen und Institutionen, die sich mit den Angeboten der Gerontotechnologie auseinandersetzen.

Das heisst: Die neuen Technologien sollen nicht nur älteren Menschen zugute kommen, sondern auch das Pflegepersonal entlasten?

Genau.

Die soeben abgeschlossene Schweizer Studie «Robotik in Betreuung und Gesundheitsversorgung» hat allerdings ergeben, dass die Pflegenden diesen «Hilfen» skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen. Wie können die Fachkräfte in Heimen für technologische Innovationen gewonnen werden, die ja nicht aufzuhalten sind?

Sie müssen darin einen Nutzen erkennen. Mit der Beteiligung an den EU-Projekten will der Fachbereich Menschen im Alter von Curaviva Schweiz genau das aufzeigen: Inwieweit verschafft technologische Assistenz in der Pflege einen Nutzen? Und zwar muss die Unterstützung dazu führen, dass die Pfl-

>>



«Unsere Aufgabe ist es abzuklären, wo die Grenzen zum Unethischen liegen und welche technologischen Anwendungen das Pflegepersonal

genden mehr Zeit haben im Umgang mit den älteren Menschen. Eine gewisse Skepsis herrscht deshalb, weil Technologie und Pflegefach einander fremde Welten sind. Setzen sich Vertreterinnen und Vertreter dieser zwei Welten an einen Tisch und tauschen sich aus, wie es im Rahmen der EU-Projekte geschieht, verfliegt die Skepsis meist schnell.

Es gibt auch Bedenken aus pflegeethischer Sicht, die Technik könnte nach und nach das Menschliche in der Pflege ersetzen. Teilen Sie diese Befürchtungen nicht?

Doch, ich verstehe sie sehr gut. Die Gefahr besteht tatsächlich, dass sich die Technologie verselbstständigt. Wir müssen uns stets vor Augen halten, dass sie nie dazu da sein darf, den menschlichen Kontakt zu ersetzen. Im Gegenteil: Sie muss ihn unterstützen.

Eines der grossen Themen im Altersbereich ist das würdige Sterben. Wird es seinen Platz behalten trotz der ganzen Überwachung bis hin zu den Vitalfunktionen, die mit Ambient Assisted Living möglich ist?

Wenn alle quasi eine Hightech-Intensivstation zu Hause installieren, ist die Technologie zu etwas pervertiert, das wir sicher nicht wollen. Aber wir haben noch keine Antworten darauf, wie wir mit dem ethischen Spannungsfeld zwischen

Sicherheit und Freiheit umgehen müssen. Den Widerspruch tragen wir in uns selbst: Menschen, die stürzen, wollen, dass möglichst schnell Hilfe kommt. Für diese Sicherheit aber ist Überwachung nötig. Andererseits möchten alle auch 100 Prozent Freiheit. Beides ist gleichzeitig aber nicht zu haben. Technologie bietet uns Sicherheit zulasten der Freiheit. An diesem Thema müssen wir arbeiten. Deshalb beteiligen wir uns an den AAL-Projekten der EU.

«Wir wollen abklären, wo die Grenzen zum Unmenschlichen liegen.»

Um welche Projekte handelt es sich?

Zum Anfangen wählten wir ein kleines Projekt: Die Entwicklung von Venenstützstrümpfen – E-Stockings –, die über Sensoren automatisch Druck auf den Unterschenkel aufbauen, vergleichbar mit Airbags in Autos.

An den einzelnen Projekten beteiligen sich jeweils vier Länder mit drei Partnern: den Forschungsinstituten, den kleinen und mittleren Unternehmen, die die Ideen umsetzen, und den End-Usern, die beurteilen, ob die Produkte brauchbar sind.

Venenstützstrümpfe – nicht gerade ein spektakuläres Produkt. Wohl wahr, aber für uns war es erst einmal wichtig, dass wir uns als End-User an einem EU-Projekt beteiligen und mitreden können. Der Prototyp existiert bereits und ist in drei Alters- und Pflegeheimen in der Schweiz, Dänemark und England im Test.



wirklich entlasten»: Markus Leser, Leiter des Fachbereichs Menschen im Alter, beim Interview mit Curaviva-Chefredaktor Beat Leuenberger.

Fotos: Dominik Lehmann

Werden weitere Projekte folgen?

Mit Sicherheit. Konkret kennen wir sie noch nicht, doch als Nächstes geht es darum, einen Überblick zu erarbeiten: Welche Felder gehören genau zur Gerontotechnologie – Robotik, Sensorik, Internetplattformen, Rehabilitation, Unterstützung der Aktivitäten? In einem zweiten Schritt wollen wir abklären, wo die Grenzen zum Unethischen, Unmenschlichen liegen und welche technologischen Anwendungen das Pflegepersonal in den Heimen wirklich unterstützen und entlasten.

Gibt es dazu schon Vorstellungen?

Aufgrund einer Analyse, die wir machen lassen, wissen wir, in welche Richtung es gehen soll: Gerontotechnologie muss den administrativen und organisatorischen Aufwand in den Heimen reduzieren.

Es geht also nicht darum, das Personal bei schweren körperlichen Tätigkeiten zu entlasten?

Nein, so weit sind wir noch nicht. Zuerst einmal wollen wir wissen, welche sinnvolle Entlastung in den Nicht-Kerntätigkeiten – Administration und Organisation – möglich ist.

Ambient Assisted Living hilft Seniorinnen und Senioren, länger selbstständig und sicher allein zu Hause zu leben. Schafft der technologische Fortschritt nach und nach die Heime ab?

Diese Frage kenne ich gut. Nein, gewiss nicht. Die Heime braucht es unbedingt, und es wird sie immer brauchen. Was heute aber passiert, ist, dass die Förderung der ambulanten Versorgung das Alter nach hinten verschiebt. Die Leute kommen später und noch gebrechlicher in unsere Heime. Aber umgehen werden sie sie nicht können. Deshalb mache ich mich so stark für den Slogan «ambulant UND stationär» – nicht «ODER». Ich kann mir kaum vorstellen, dass es keine stationäre Unterstützung mehr brauchen wird.

«Die Technologien verschwinden wieder, sollten sie die Pflege viel teurer machen.»

AAL bedeutet vor allem Überwachung mit Sensoren, die überall in Wohnungen und Heimen installiert sind. Sie kontrollieren, ob die Herdplatte ausgeschaltet und der Kühlschrank geschlossen ist, zeichnen auf, welche Wege die Menschen gehen, und merken, wenn sie hingefallen sind. Wenn sie im Bett liegen, registrieren sie die Vitalfunktionen – Blutdruck, Puls, Blutzuckerspiegel, Schlafrhythmus und vieles mehr. Wer wird Zugang haben zu all diesen Daten? Welche rechtlichen Probleme erwachsen aus dieser Datenmenge?

Darauf haben wir noch keine Antwort. Klar ist, dass es nebst den ethischen Fragen, die wir angehen müssen, Fragen des Datenschutzes geben wird. Denken wir nur einmal an das Missbrauchspotenzial, wenn alle in der Wohnung eine Webcam

>>

installiert haben. Und schon heute tauchen, noch völlig ungelöst, haftungsrechtliche Fragen auf. Nur ein Beispiel: Wer haftet bei Unfällen mit Fahrzeugen für Gehbehinderte, die, mit Sensoren gesteuert, Hindernissen ausweichen und dabei anderen Verkehrsteilnehmern in die Quere kommen? Deshalb muss Curaviva Schweiz mitreden, um solche Fragen zu beantworten.

Wer will eigentlich was? Gibt es eine verlässliche, unabhängige Bedarfsabklärung für all diese technologischen Neuerungen – bei den Pflegenden und bei den alten Menschen?

Nein, die gibt es noch nicht – ein weiterer Grund für uns zum Mitmachen. Die Alters- und Pflegeheime müssen den Ingenieuren und Entwicklern sagen, welche Probleme sie mit den neuen Technologien gelöst haben möchten.

Was könnte das konkret sein?

Die Richtung muss sein, mit technologischen Innovationen den Pflegealltag zu unterstützen, zum Beispiel administrative Tätigkeiten zu erleichtern mit Tablets, die das Pflegepersonal bei sich trägt, oder mit Terminals, die an mehreren Orten in den Heimen stehen. Die strittige Frage, die wir beantworten müssen: Ist solches eine Hilfe oder nur lästig?

Ist die Gerontotechnologie auch eine Antwort auf den zunehmenden Mangel an Pflegekräften?

Pflegepersonal durch Roboter zu ersetzen: Diese Vorstellung ist gefährlich. Deswegen lege ich so grossen Wert auf die Bezeichnung «assistierende Technologie». Sie trifft die Sache genau.

Die Annahme, in Zukunft würden Roboter Menschen pflegen, ist also völlig falsch?

Die Angst ist natürlich vorhanden, und wir müssen uns wehren, damit es nie passiert. Das wäre für mich eine menschliche Tragödie am Lebensende. Am deutschen AAL-Kongress in Berlin im Januar sah ich aber auch erstaunliche Dinge, von denen ich noch nicht einmal geträumt habe.

Was hat Sie dort beeindruckt?

Zum Beispiel der Rollator mit eingebautem GPS, der das Lenken übernimmt und alte Menschen, etwa in einem grossen Heim, an den richtigen Ort führt.

Das Pflegepersonal hat den Ruf, technologiefeindlich zu sein. Entspricht er der Wirklichkeit?

Es ist bis heute völlig unerforscht, ob die unterstellte Abwehrhaltung gegenüber der Technologie tatsächlich zutrifft. Und ich bin sicher, dass die Pflegefachkräfte in den kommenden Jahrzehnten eine Entwicklung hin zu mehr Technologieaffinität durchmachen werden.

Es besteht die Hoffnung, dass vermehrt Männer für die Pflege zu gewinnen sein werden, wenn die Berufe einen technischen Touch bekommt. Das tönt zwar etwas klischeehaft, aber trotzdem: Können Sie sich das vorstellen?

Klischeehaft, ja, aber es könnte tatsächlich eine berechtigte Hoffnung sein, denn es stimmt ja schon: Das Ingenieurwesen



Führen mit Zahlen – Erfüllen von Anforderungen

AbaProject – Software für Soziale Institutionen

- > Gestaltbarer Bewohnerstamm
- > Pflgetarife mit Ansätzen gemäss Einstufung BESA, RAI
- > Erfassung von Pflegeleistungen, Spesen, Absenzen
- > Barcode-Scanning für Pflegeleistungen, Material- und Medikamentenbezüge
- > Mehrstufige Gruppierung der Kostenarten, Kostenstellen und Kostenträger nach KVG, BSV und kantonalen Anforderungen
- > Somed-Statistik
- > Schnittstelle zu Pflegedokumentation
- > Nahtlose Integration in Lohnbuchhaltung, PPS, Materialwirtschaft, Fakturierung, Kostenrechnung ohne Datenredundanzen

www.abacus.ch

 **ABACUS**
business software

ist eine Männer dominierte Domäne. Auch am Kongress in Berlin waren nicht gerade viele Frauen zugegen.

Immer mehr Menschen erreichen ein immer höheres Alter. Damit steigt auch das Risiko, dass sie an Demenz erkranken. Doch gerade dieser anzahlmässig grösser werdenden Gruppe bringen die technischen Errungenschaften des AAL leider nichts, nehme ich an ...

... für die Menschen mit Demenz, die noch zu Hause leben?

Ja.

Doch, in frühen Stadien der Demenz kann es durchaus etwas bringen. Wenn sich zum Beispiel der Kochherd automatisch ausschaltet oder wenn die Menschen besser geführt werden in ihrer Wohnung.

Bei Leuten in weiter fortgeschrittenen Stadien der Demenz kommt die Kuschelrobbe Paro zum Einsatz. Dahinter versteckt sich ein Roboter, der die alten Menschen zu Interaktionen anregen soll. Damit werden sie hinters Licht geführt ...

... die Aufregung darüber verstehe ich nicht. Auf Demenzstationen stehen Babywagen, die Leute geben sich mit Stofftieren ab, manchmal sitzt auch eine Katze aus Fleisch und Blut dort. Jedes Kinderzimmer ist voll mit Sachen, die quietschen und sich bewegen ...

... teilen Sie die ethischen Bedenken nicht, wenn Maschinen wie Paro hilflosen Menschen eine Realität vorgaukeln, die nicht existiert?

Wie gesagt: Ich verstehe die Aufregung darüber nicht. Menschen mit hochgradiger Demenz leben in einer anderen Welt als wir. Ich glaube, die Kunst ist es, herauszufinden, ob Spielzeuge wie die Robbe Paro diese Menschen beruhigen, sie glücklich machen oder – im Gegenteil – ängstigen oder aufregen.

Die Gerontotechnologie wird kommen. Jemand muss sie bezahlen. Wer?

Das ist die grosse Frage. Ich könnte mir vorstellen, dass es abhängig sein wird vom Produkt. Nehmen wir an, die mit Sensoren ausgestatteten Venenkompressionsstrümpfe sind der-einst massentauglich und einen Drittel billiger als herkömmliche: Die Krankenkassen werden sie mit Freude bezahlen.

Die einen rechnen damit, dass die Pflege günstiger wird durch die technologische Assistenz. Doch alle Erfahrungen, die bis heute vorliegen, sprechen eine andere Sprache: Günstiger wird es sicher nicht, eventuell sogar teurer.

Dazu haben wir noch viel zu wenige Daten. Doch ich habe keine Angst vor einer Kostenexplosion. Denn sollte die Gerontotechnologie alles viel teurer machen, wird sie so schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen ist. ●

Anzeige



Die Leitmesse der Pflegewirtschaft

ALTENPFLEGE 2013

Nürnberg, 9. – 11.4.2013

WAS BRINGT DIE ZUKUNFT?

Das erfahren Sie auf der ALTENPFLEGE, der Messe mit den Neuheiten der Pflegebranche. Hier finden Sie:

- › wegweisende Produkte für Ihr Unternehmen,
- › jede Menge Wissen in Fachkongressen und Workshops,
- › die einzigartige Sonderschau „aveneo – Raum für Innovation“
- › und absolute Weltneuheiten, wie **die erste öffentliche Reise in die Zukunft der Pflege**. Seien Sie dabei, wenn Experten Zukunft machen – und bringen Sie Ihre Ideen ein!

Alles, was Sie brauchen, um Ihren Besuch zu planen:

altenpflege-messe.de/altenpflege-app

altenpflege-messe.de



Information

Handelskammer Deutschland-Schweiz
Tel +41(0) 44.2 83 61 75
Fax +41(0) 44.2 83 61 00
catherine.jesel@handelskammer-d-ch.ch

NÜRNBERG MESSE



VINCENTZ



pfeile.ch AG
Kernserstr. 3
6060 Sarnen
info@pfeile.ch
041 660 5010
Peter Müller-Bouquet

Faire Löhne Erfolgreiche Zusammenarbeit

Dank guten Lohnvergleichen überzeugende
Gestaltung und Umsetzung der Lohnpolitik mit
optimaler Führungsinformation.
Dank DAFLE.pfeile, dem Lohnpolitik-Tool.

Bewegungsgeräte

Für den Aussenbereich:



Vital und aktiv bis ins hohe Alter.



Otto Wolf Kunsthartzbau AG
CH- 6055 Alpnach Dorf
Telefon 041 670 19 82
www.kunsthartzbau.ch

CURAVIVA.CH
EINKAUFSPOL - RÉSEAU D'ACHATS

Beim Einkauf Geld und Zeit sparen

Spezialkonditionen/Nettopreise
Produktekataloge/Gruppeneinkäufe

Der Einkaufspool für CURAVIVA
Mitglieder

Tel. 0848 800 580 - curaviva@cades.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch
Realisé par **cades**

www.hplus-bildung.ch

Wiederaufbereitung von Medizinprodukten in Kleinbetrieben und ärztlichen Praxen

Aarau, 03. 09. 2013

Wundbehandlungsseminar SAfW/H+

Aarau, freie Plätze ab
02. 09. 2013, 12. 09. 2013, 10. 10. 2013

Führen einer Stations-, Heim- und Arztapotheke mit H+ Diplom

Aarau, 23. 09. 2013



H+ Bildung
Die Höhere Fach- und Führungsschule von
H+ Die Spitäler der Schweiz
Rain 36, 5000 Aarau
T 062 926 90 00, F 062 926 90 01
info@hplus-bildung.ch, www.hplus-bildung.ch

Elektronische Assistenz im Wohnheim für Demenzkranke St. Georg in Duisburg

Sensoren für Senioren

Das Sozialwerk St. Georg hat sein Wohnheim im deutschen Duisburg mit einem «intelligenten Umgebungsnetzwerk» ausgestattet. Das gibt den Bewohnerinnen und Bewohnern mehr Autonomie und Sicherheit. Von den Betreuerinnen und Betreuern aber verlangt es Flexibilität.

Von Urs Tremp, Duisburg-Homberg

Homberg ist nicht der beste Stadtteil Duisburgs. Früher lag hier, im linksrheinischen Teil der Ruhrpottstadt, die Zeche Rheinpreussen. Doch Kohle wird hier schon lange nicht mehr abgebaut. Die Gebäude – unter anderem der Malakowturm über dem früheren Schacht 1 – dienen heute als Freilichtmuseum für Industriegeschichte. Die höchsten Bauten in Homberg sind die Fördertürme ohnehin nicht mehr. Hohe und lange Wohnblocks haben sie abgelöst. Homberg ist noch immer der Stadtteil der kleinen Leute, heute vor allem der Menschen, deren Vorfahren Tausende von Kilometern weg von Deutschland und von Duisburg zu Hause waren.

Mitten in diesem Stadtteil, neben der Liebfrauenkirche und vis-à-vis der Stadtbibliothek, liegt ein kleineres Haus, das durch seine orangefarbene Fassade auffällt. Hier hat das Sozialwerk St. Georg, ein Verein, der Menschen mit unterschiedlichen Einschränkungen Hilfe anbietet, ein Wohnheim für Menschen mit De-

menz eingerichtet. Zwanzig Männer und Frauen (diese sind in der Überzahl) leben derzeit in drei Wohngemeinschaften im Haus. Sie sind zwischen 70 und 95 Jahre alt.

Es ist eine freundliche Atmosphäre, die einen empfängt. Heike Perszewski und Anne Huffziger leiten das Haus. «Ambulant vorstationär» nennen sie das Wohnmodell in ihrer Einrichtung.

Will heissen: Die Menschen führen trotz ihrer demenziellen Beeinträchtigung ein so selbstbestimmtes Leben wie möglich. «Eine eigene Häuslichkeit in Gruppen», sagt Heike Perszewski, «ein familiales Leben.» Das bedeutet: Die Menschen bringen ihre Möbel, Bilder und Lieblingsgegenstände aus ihrer früheren Wohnung mit in die Wohngruppe. Das gibt in den grossen Gemeinschaftsräumen zwar ein Sammelsurium an Objekten und Stilen, es macht die Wohnungen aber auch gemütlich. Wer nicht weiss, wer hier wohnt, könnte auf die Idee kommen, da habe sich eine Studenten-WG mit Brockenhausmöbeln eingerichtet. Dass die Wohnungen mit modernster Elektronik ausgestattet sind, sieht man erst auf den zweiten Blick.

«Das ist nicht Big Brother»

Das aber ist genau das Geheimnis dieses gemütlichen Wohnens. «Technische Assistenzsysteme» helfen bei der Betreuung, ohne dass dauernd Betreuerinnen und Betreuer anwesend sein müssen. Konkret: Bewegungsmelder, automatische Herdabschaltung, Türkontakte, automatische Nachtlichter, eine tagesabhängige Beleuchtung und die sofortige Meldung auffällender Abweichungen auf das Handy der Hausbetreuerinnen und -betreuer gehören zum Standard des Wohnheims in Duisburg. «Das ist nicht Big Brother», sagt Anne Huffziger. «Die Technik steht ganz im Dienst der Bewohnerinnen und Bewohner. Sie sollen so selbstständig leben können wie möglich. Gerade dass wir elektronisch Daten sammeln über ihre Gewohnheiten und Handlungsweisen, hilft uns, dass dies möglich wird.»

Annemette Huffziger erklärt es an einem Beispiel: Der Bewegungsmelder im Zimmer von Frau F. meldet seit einiger Zeit, dass sie immer zwischen morgens um zwei und vier Uhr unruhig ist, ihr Bett verlässt und erst nach zwei Stunden wieder zum Schlaf

>>

Das Geheimnis des gemütlichen Wohnens heisst «Technisches Assistenzsystem».

findet. Die Frau selbst ist sich dessen wegen ihrer Demenzkrankheit nicht bewusst. Den Betreuerinnen und Betreuern ist aber aufgefallen, dass sie tagsüber häufig müde ist und kaum mehr teilnimmt am gemeinsamen Leben in der Wohngruppe. Was tun? Die Leitung des Wohnheims nimmt Kontakt mit dem Hausarzt von Frau F. auf, lässt abklären, was die Gründe für ihre Schlafschwierigkeiten sein könnten. Liegt ein medizinisches Problem vor, kann es therapeutisch angegangen werden. Ohne die elektronische Überwachung hätte man möglicherweise noch lange nichts von Frau F.s Problem erfahren.

Mitarbeiter nicht mit Information überfluten

In den Wohngruppen werden verschiedene technische Assistenzsysteme eingesetzt. So können Herd und Backofen nur genutzt werden, wenn jemand vorher eine mit der Stromversorgung des Herds verbundene Uhr aufzieht. Vorteil dieses Systems: Die demenzkranken Bewohnerinnen und Bewohner werden nicht dauernd durch die Betreuerinnen und Betreuer reglementiert, wenn sie den Herd bedienen möchten. «Unsere Betreuerinnen und Betreuer müssen keine IT-Spezialisten sein», sagt Anne Huffziger. «Aber sie müssen wissen, welche Auswirkungen die Technik auf die internen Abläufe haben, um sie für sich und die Wohngruppen positiv zu nutzen.» Es sei wichtig, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht mit Information zu überfluten. Daher müsse immer genau das richtige System am richtigen Ort eingesetzt werden.

«Ich weiss ja», sagt Heike Perszewski, «dass sich viele Leute unter einer elektronikgestützten Betreuung ein System mit Alarmlampen und Signaltönen vorstellen – den permanenten Ausnahmezustand sozusagen. Wenn wir allerdings auf die Mo-

nitore schauen, die uns die Auswertungsergebnisse der letzten zwölf Stunden grafisch darstellen, sehen wir zumeist und auf den ersten Blick: keine besonderen Vorkommnisse.» Das System gebe aber die Sicherheit, dass Ausserordentlichkeiten sofort bemerkt und weitergeleitet werden, «so dass wir schnell und richtig handeln können». Ganz wichtig sei, dass die Menschen selbst keine Elektronik auf sich tragen. Denn das würde demenzkranke Menschen verwirren. Zudem wäre nicht garantiert, dass sie die entsprechenden Geräte tatsächlich dabei hätten. So wie die Technik in den Wohngruppen eingesetzt werde, nähmen sie die Bewohnerinnen und Bewohner kaum wahr, auch wenn man die Computer-Tablets ganz bewusst in die Wände der Wohnungen integriert hat.



Heike Perszewski (l.), Anne Huffziger: Familiales Leben ermöglichen. Foto: UrsTrempe



«Wir möchten aber nicht, dass das Personal mit dem Laptop durch die Wohnungen läuft.» Zwar verlange die Arbeit mit technischen Assistenzsystemen mehr Flexibilität, sagt Heike Perszewski. Aber die elektronischen Hilfsmittel seien auch eine Entlastung für das Personal: «Wir arbeiten entspannter und haben mehr Zeit, uns wirklich um die Menschen zu kümmern.»

Elektronik auch für Zuhause

Seit mehr als fünf Jahren sammelt das Sozialwerk St. Georg Erfahrungen mit dem Ambient Assisted Living (AAL), wie der Einsatz von elektronischer Assistenz in der Fachsprache heisst. Nicht nur im Wohnheim in Duisburg-Homberg. Das Tochterunternehmen des Sozialwerks, die Alpha GmbH, bietet das elektronische Betreuungskonzept auch Menschen an, die zwar erste Anzeichen einer demenziellen Erkrankung erkennen lassen, aber durchaus noch in den eigenen vier Wänden leben können. «Mit ein paar wenigen Sensoren, die wir ohne grossen Aufwand in den Wohnungen installieren können, bekommen die Menschen mehr Sicherheit und Unabhängigkeit. Sie können länger in der eigenen Wohnung bleiben», sagt Heike Perszewski. «Und ganz wichtig: Auch den Angehörigen gibt das Sicherheit.»

Dabei muten die Massnahmen ganz einfach an. So wird etwa ein automatisches Nachtlicht im Schlafzimmer installiert, das sich einschaltet, wenn ein Bewohner nachts sein Bett verlässt – eine wirksame Massnahme, um Stürzen vorzubeugen. Zusam-

Die demenzkranken Bewohner werden nicht dauernd von Betreuern reglementiert.



Wohnung im Wohnheim für Demenzkranke der Stiftung St. Georg in Duisburg-Homberg: So selbstbestimmt wie möglich.

Foto: Alpha GmbH Duisburg; Sozialwerk St. Georg e.V. Gelsenkirchen

men mit dieser technischen Assistenz bietet das Sozialwerk zudem ein Tagesangebot für Menschen mit beginnender Demenzerkrankung an. Das ist einerseits eine Art Selbsthilfegruppe. Andererseits bekommen die betroffenen Menschen hier Hilfe und Anregung, ihr Leben mit der Krankheit einzurichten, damit sie weiter so selbstbestimmt wie möglich leben können. «Ein Umzug ins Heim ist erst dann angezeigt, wenn die Menschen akut selbstgefährdet, in ihrer Mobilität stark eingeschränkt oder von Vereinsamung bedroht sind. Dann kann man ihnen ein Leben allein zu Hause nicht mehr zumuten», sagt Heike Perszewski.

Technik kann menschliche Zuneigung nicht ersetzen

Die Technik kann den demenziell Erkrankten und dem Betreuungspersonal viel bringen. Davon sind die Verantwortlichen des Sozialwerks St. Georg überzeugt. Ebenso aber sagen sie, dass die Technik nie menschliche Zuwendung ersetzen kann. «Wir beschäftigen uns immer auch mit den ethischen Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem AAL stellen», sagen Heike Perszewski und Anne Huffziger. «Schränken wir die Autonomie der Menschen in ungebührlicher Weise ein, indem wir ihnen – ohne dass sie es merken – Entscheidungen abnehmen? Tangieren wir ihre Intimsphäre unverhältnismässig, wenn wir zum Beispiel ihre Toilettengänge registrieren? Kontrollieren wir Dinge, die zu kontrollieren uns eigentlich gar nicht zustehen?» Wichtig sei, über all das zu reden. Wenn es geht, mit den demenzkranken Menschen. Sicher aber mit den Angehörigen. Und in Workshops und unter Leitung von Fachleuten unter sich – will heis-

sen: im Kreis des Betreuungspersonals. «Von zentraler Bedeutung ist immer die Frage nach dem Sinn und Nutzen aus Sicht der Beteiligten.»

Zukunftsweisendes Betreuungssystem

Beim Sozialwerk St. Georg kann man sich vorstellen, ganze Stadtteile mit technischen Assistenzsystemen auszurüsten. Ein zentraler Computer erfasst die Aktivitäten in den einzelnen Wohnungen und wertet aus, wo alles in Ordnung ist, wo Handlungsbedarf innert 24 Stunden besteht und wo sofort jemand vorbeigehen und nachschauen muss. Das System überwacht etwa, wie regelmässig jemand den Kühlschrank benutzt (gibt Hinweis, ob jemand noch richtig isst), ob sich jemand ungewöhnlich lange im Bad aufhält (gibt Hinweis auf Stürze oder Ohnmacht) oder ob jemand sein Bett kaum mehr verlässt (gibt Hinweis auf physische oder psychische Krankheiten). Noch gebe es bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Pflege und Betreuung Widerstände gegen die «intelligenten Umgebungs-Netzwerke». Das sei auch verständlich, denn das Schreckensbild von Big Brother sei mächtig und löse Ängste aus. Tatsächlich sei technisch heute vieles möglich, sagt Heike Perszewski. «Die Heraus-

forderung ist, das Richtige auszuwählen. Das Richtige für die Menschen, die wir betreuen.»

In den Wohngruppen des Wohnheims für Menschen mit Demenz in Duisburg-Homberg scheint man diesem Ideal ziemlich nahe zu kommen. Jedenfalls machen die Bewohnerinnen und Bewohner einen ganz zufriedenen Eindruck. Es sieht aus, als liesse sich hier ganz gut leben. ●

**«Ganz wichtig:
Auch Angehörigen
geben die
Assistenzsysteme
Sicherheit.»**

Wir suchen per 01. Juni 2013 oder nach Vereinbarung, für unseren Auftraggeber, das renommierte Alters- und Pflegeheim «Zur Rose» in Reichenburg SZ, dass seit über 23 Jahren seine Dienste für pflegebedürftige Menschen und ein schönes Zuhause bei ausgezeichnete Betreuung und Pflege anbietet, eine(n) motivierte(n) und engagierte(n)

Geschäftsleiterin/ Geschäftsleiter Alters- und Pflegeheim «zur Rose»



Zu den Hauptaufgaben gehören:

- Gesamtleitung des Heims (Betreuung, Pflege, Hotellerie, Gastronomie, kaufmännische Dienste)
- Betriebswirtschaftliche Verantwortung. Investitions-, Personalplanung
- Erstellung und Umsetzung des Budget und der Jahresziele
- Kooperative, zielgerichtete Führung der Mitarbeitenden
- Pflege der Kontakte zu den Bewohnern und zur weiteren Öffentlichkeit
- Mitwirkung an der erfolgreichen Zukunft des Hauses, inklusive dem Weiterausbau des Hauses
- Sicherstellung einer hohen Pflege und Betreuungsqualität

Von der zukünftigen Geschäftsführung erwarten wir möglichst:

- Hohe soziale Kompetenz bei der Betreuung der Heimbewohner, Angehörigen und im Umgang mit den rund 85 Mitarbeitenden
- Ausgewiesene Führungserfahrung, vorzugsweise im Bereich Gesundheitswesen
- Macher-Persönlichkeit, welche auch strategisch und konzeptionell planen kann
- Organisationstalent, innovativ und starke Kommunikationsfähigkeit
- Betriebswirtschaftliches Wissen und kostenbewusstes Handeln
- Fundierte Grundausbildung, Heimleiterdiplom oder betriebswirtschaftliche Weiterbildung

Der Auftraggeber bietet Ihnen eine nicht alltägliche Tätigkeit in einem interessanten, anspruchsvollen und familiären Umfeld mit dem Anreiz an der zukünftigen Entwicklung aktiv und nachhaltig mitzuarbeiten. Zeitgemässe Anstellungsbedingung und gute Sozialleistungen sind selbstverständlich.

Für weitere Informationen erkundigen Sie sich unter:
www.aph-zurrose.ch

Ihre Bewerbung mit vollständigen Unterlagen sowie ein Motivationsschreiben senden Sie bitte an:



Personal Knobel AG, Bahnhofstrasse 16, 8808 Pfäffikon SZ,
Herr Michele Cafagna (Geschäftsleitung)
Telefon: 055 417 30 20, m.cafagna@personalknobel.ch



Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule Bern
... eine Institution des Kantons Bern

Höhere Fachschule
Kapellenstrasse 6, Postfach, 3001 Bern
Tel.: 031 384 33 32, www.bffbern.ch

führen

organisieren

kommunizieren

engagieren

planen

durchsetzen

verantworten

**Ihre Zukunft – ein HF-Studium in: Facility Management/
Hauswirtschaftliche Betriebsleitung HF**
als 2-3 jähriger Vollzeit oder als 3-4 jähriger praxisbegleitender Studiengang (Personen mit einschlägiger Vorbildung erhalten 1 Jahr angerechnet!)

Ihre Zukunft – die eidg. Berufsprüfung als: Bereichsleiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft mit eidg. Fachausweis
1,5-2 jährige Vorbereitungskurse zur eidg. Berufsprüfung (modularisiert, je nach Vorkenntnissen)

Weitere Informationen

(Termine der Infoveranstaltungen, Anmeldeformular etc.)
finden Sie unter: www.bffbern.ch/de/hauswirtschaft

Gerne senden wir Ihnen auch gedruckte Unterlagen zu:
hf@bffbern.ch oder **031 384 33 32**

Die Arbeit mit elektronischen Kontrollsystemen in der Pflege ist ethisch heikel

Was darf Überwachungstechnik – und was darf sie nicht?

Unter welchen Umständen ist der Einsatz von technischen Systemen zur Überwachung von Pflegeheimbewohnern zulässig? Der Ethikrat des Waadtländer Pflegeheimverbandes AVDEMS hat Richtlinien erarbeitet.

Von Anne-Marie Nicole

Immer mehr Pflegeheime setzen bei ihrer Pflege- und Betreuungsarbeit modernste Elektronik ein. Sie soll der Sicherheit und Überwachung dienen, den Heimbewohnerinnen und -bewohnern aber auch den Zugang zu modernen Kommunikationsmitteln ermöglichen.

Bewohnerinnen und Bewohner in den Heimen begrüßen im Allgemeinen den Einsatz der IT-Technologie zu Kommunikationszwecken, da diese den Austausch und die Aufrechterhaltung von Beziehungen untereinander und mit ihrem Umfeld begünstigen. Als Überwachungssysteme sind sie im Hinblick auf den Schutz der Interessen der Bewohnenden, unter gewissen Umständen auch der Mitarbeiter, der Angehörigen und der Heimbesucher, sowie im Hinblick auf die Wahrung ihrer Grundrechte – Freiheit, Privatsphäre – allerdings problematisch.

Die Mitglieder des Ethikrates des Waadtländer Pflegeheimverbandes AVDEMS bestreiten nicht, dass diese beliebten Systeme, die es «Heimen ermöglichen, die Bewohner anders als durch physische Präsenz zu überwachen», Vorteile bringen können. Sie sind jedoch der Ansicht, dass diese Technologien nur im Rahmen einer «umfassenden Gesamtbetrachtung» zum Einsatz kommen dürfen.

Die Waadtländer Heime wurden bislang konkret noch nicht mit grösseren Problemen konfrontiert. «Die Systeme entsprechen

dem Zeitgeist und kommen immer häufiger zum Einsatz», erklärt die Anwältin und Präsidentin des Ethikrates, Mercedes Novier. Sie verweist auch auf jene Angehörigen von Heimbewohnern, die von den Heimen erwarten, dass sie die ihnen zur Verfügung stehenden technischen Mittel zugunsten einer grösseren Selbstständigkeit ihrer im Pflegeheim lebenden Verwandten so gut wie möglich nutzen. «Deshalb möchten die Mitglieder des Ethikrates die Entwicklung aufmerksam verfolgen und der Gefahr von Auswüchsen vorbeugen.»

Nicht als Sparmassnahme

Als mögliche Auswüchse nennt die Präsidentin etwa den Versuch, Kosten zu sparen, indem das Personal durch Überwachungssysteme ersetzt wird. Dies würde den Verlust menschlicher Nähe in den Beziehungen zu den Bewohnern nach sich ziehen. Mercedes Novier nennt aber auch das Bestreben, sich durch die Speicherung von Aufzeichnungen zu Beweis Zwecken vor allfälligen Haftungsklagen zu schützen, und den Spardruck

im Zusammenhang mit der kommerziellen Entwicklung von Technologien im Gerontologiebereich. Bereits im Jahr 2010 hat sich der Waadtländer Ethikrat in einer Stellungnahme («Reflexions et recommandations sur les mesures de contrainte») zu den Massnahmen geäussert, die die persönliche Freiheit der Bewohner einschränken. Jetzt geht er mit der Prüfung der Überwachungssysteme einen

Schritt weiter. Die ethischen Gesichtspunkte würden dabei stets unter Abwägung der verschiedenen Interessen und unter Berücksichtigung des rechtlichen Rahmens betrachtet.

Rechte und Schutz

Als Juristin war Mercedes Novier bei der Erarbeitung dieser rechtlichen Gesamtübersicht federführend. Auf internationaler

Technologien dürfen nur im Rahmen einer «Gesamtbetrachtung» zum Einsatz kommen.

>>



Kamera in einem Pflegeheim: Überwachungssysteme sind mit einer ganzen Reihe von schwierigen Fragen verbunden.

Foto: iStock

Anzeige

Wie viel
Schwein
brauchen Sie,
um glücklich
zu sein?

Bewusst leben macht glücklich:
wwf.ch/gluecks-experiment



Ebene anerkennt die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 das Recht jedes Menschen, am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben. Der Europarat empfiehlt für alle abhängigen Personen den Zugang zu den am besten geeigneten Technologien. Der rechtliche Rahmen in der Schweiz (Bundesverfassung, Kantonsverfassungen, Zivilgesetzbuch, Strafgesetzbuch, Datenschutzgesetzgebung) schützt vor der Beschneidung der Grundrechte und vor dem Eingriff in den Persönlichkeitsbereich. Zudem gewährleistet er den Datenschutz, die Wahrung des Berufsgeheimnisses sowie die Einhaltung der Schweigepflicht.

Obwohl das Recht eine ganze Reihe von Fragen löst, bleibt es in vielerlei Hinsicht allgemein und lässt im konkreten Fall viel Interpretationsspielraum. «Beispielsweise schweigt sich das Recht über den Ersatz von Menschen durch Roboter aus», sagt Mercedes Novier. «Aus diesem Grund richteten wir das Augenmerk gerade auf die Abwägung der verschiedenen Interessen und die möglichen Spannungen, die durch die Ansprüche Selbstständigkeit und Sicherheit einerseits und durch die Beschneidung der Rechte und Freiheiten andererseits entstehen können.»

Mit seinen Überlegungen fordert der Ethikrat in erster Linie die Pflegeheimverantwortlichen dazu auf, sich vor dem Einsatz neuer Technologiesysteme über den Zweck, den erwarteten Mehrwert und die möglichen Konsequenzen Gedanken zu ma-

Der Ethikrat musste sich auf die Erarbeitung von Mindestprinzipien beschränken.

chen. «Es ist von grundlegender Bedeutung festzulegen, zu welchem Zweck ein Überwachungssystem eingeführt wird», betont der Ethikrat in seiner Stellungnahme. «Im Prinzip sollten diese Systeme nur eingesetzt werden, wenn sie eine gute Alternative zu Massnahmen darstellen, die noch stärkere Einschränkungen zur Folge haben» – wie Schranken, Fesseln, Tabletten, Türschlösser und anderes. Ausserdem sollten Einschränkungen nur im Sinne des Fürsorgeprinzips zum Einsatz kommen, nach dem das Wohl und die Lebensqualität des Bewohners oberste Priorität haben. Dabei kann es sich um die Vorbeugung von Stürzen, die Verringerung der Weglaufgefahr, die Verminderung der Angst oder den Erhalt der Selbstständigkeit und Bewegungsfreiheit handeln.

So viele Antworten wie technische Lösungen

Die Überwachungssysteme sind mit einer ganzen Reihe von Problemen verbunden, deren Lösung stark von den Eigenschaften des jeweiligen Systems sowie von der Situation abhängig

ist, die von Fall zu Fall betrachtet werden müsse. «Eine allgemeingültige Antwort kann nicht gegeben werden», hält der Ethikrat fest. «Es gibt so viele Antworten, wie es technische Lösungen gibt», sagt Mercedes Novier. Das mache die Einschätzung einer Situation noch schwieriger.

Der Ethikrat hat sich auf die Festlegung eines allgemeinen Rahmens sowie auf die Erarbeitung von Mindestprinzipien beschränkt, die in Bezug auf die angestrebten Ziele, auf die Wahrung der Rechte sowie auf die Informationen und Datenverwaltung einzuhalten sind (siehe Kasten unten). Mercedes Novier weist darauf hin, dass es sich bei diesem Dokument um einen ersten Ansatz handelt, der auf den Zeitpunkt der Wahl eines Überwachungssystems ausgerichtet ist. Das Dokument soll künftig je nach der technologischen Entwicklung weiter ausgearbeitet werden. «In einem weiteren Schritt werden wir auch Bewohnerinnen und Bewohner ansprechen und sie um ihre Meinung zu diesen Systemen bitten.» ●

Wohl und Lebensqualität des Heimbewohners müssen oberste Priorität haben.

Die Mindestprinzipien des Waadtländer Ethikrates

Der Ethikrat des Waadtländer Pflegeheimverbandes AVDEMS ist der Ansicht, dass Heime, die Überwachungssysteme einsetzen, neben den rechtlichen Rahmenbedingungen im Zusammenhang mit den Grundrechten und der kantonalen Gesetzgebung zum Datenschutz auch eine gewisse Anzahl Mindestprinzipien einhalten müssen. Diese sollen sowohl als Überlegungs- als auch als Entscheidungshilfen dienen. Der Ethikrat hat diese Prinzipien in 15 Punkten zusammengefasst:

- Das mit der Einrichtung des Überwachungssystems verfolgte Ziel muss klar definiert sein und mit dem Fürsorgeprinzip im Einklang stehen. Das Überwachungssystem muss eingesetzt werden, um den Schutz und die Sicherheit des Bewohners zu gewährleisten. Eine Steigerung der Selbstständigkeit und der Bewegungsfreiheit des Bewohners kann ebenfalls Ziel der Einrichtung eines Überwachungssystems sein. Die Zweckbestimmung des Überwachungssystems darf unter keinen Umständen verfälscht werden.
- Ein Überwachungssystem darf niemals aus Bequemlichkeit, aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus oder zur Abschiebung der Verantwortung des Heimes eingerichtet werden.
- Der Bewohner muss um Zustimmung ersucht worden sein, und er muss sein Einverständnis gegeben haben. Es muss immer ein vorgängiges Gespräch sowohl mit dem Bewohner (selbst wenn dieser nicht urteilsfähig ist) als auch mit den Angehörigen stattfinden (unter anderem bezüglich Datenzugriff, -speicherung und -verbreitung). Die abgegebenen Informationen müssen klar und präzise sein.
- Die Wahrung der Privat- und Intimsphäre sowie die Würde des Bewohners darf niemals ausser Acht gelassen werden.
- Die vom Ethikrat des AVDEMS in seinen Empfehlungen zu den Zwangsmassnahmen im Pflegeheim dargelegten Ab-

läufe und Etappen sind generell einzuhalten – auch in protokollarischer Hinsicht.

- Das Prinzip der Verhältnismässigkeit ist streng einzuhalten (Eignungs-, Erforderlichkeits- und Verhältnismässigkeitskriterien im engeren Sinne, was eine sorgfältige Interessenabwägung von Fall zu Fall und unter Berücksichtigung aller Interessen voraussetzt).
- Der Zugriff auf die vom Überwachungssystem erfassten Daten ist strikt zu begrenzen. Nur Personen, die zur Erreichung des verfolgten Zieles auf die Daten zugreifen müssen, dürfen Zugriff erhalten.
- Soweit möglich sollen keine Daten aufgezeichnet werden.
- Das Prinzip der Sicherheit ist einzuhalten, die Daten sind vertraulich zu behandeln. Sämtliche zu diesem Zwecke erforderlichen Massnahmen sind vom Heim zu ergreifen.
- Die Daten dürfen nicht weitergegeben werden.
- Die Daten dürfen nicht gespeichert werden.
- Bei der Prüfung der Problematik sind auch die Rechte und der Schutz des Persönlichkeitsbereichs der Heimmitarbeiter mit einzubeziehen.
- Die Rechte Dritter (anderer Bewohner, Besucher etc.) sowie der Schutz von deren Persönlichkeitsbereich sind zu berücksichtigen.
- Das Arzt- und Berufsgeheimnis, dem im Gesundheitsbereich tätige Personen unterliegen, ist jederzeit streng einzuhalten.
- Es ist darauf zu achten, dass der zwischenmenschliche Kontakt unter keinen Umständen durch das Überwachungssystem ersetzt wird.

Weitere Informationen: www.avdems.ch

Wir sind Ihr Ansprechpartner für alle Hygienefragen:

- **Händehygiene**
- **Hygienekurse (www.hygienepass.ch)**
- **Audits**
- **Steri-Re-Validierung**



Almedica AG
Guglera 1
1735 Giffers
Tel. 026 672 90 90
office@almedica.ch
www.almedica.ch

Aktuelle Produkte und Aktionen in unserem Web-Shop auf www.almedica.ch

PERMED JOBS

Temporär- und Dauerstellen im Gesundheitswesen

Verfügen Sie über eine Ausbildung als dipl. Pflegefachperson (FAGE, AKP, DN I, DN II, HF, HöFa)?

Seit 25 Jahren Ihr Spezialist für Personaldienstleistungen im Schweizer Gesundheitswesen. Alle aktuellen Stellenangebote finden Sie auf unserer Website - auch Spontanbewerbungen sind willkommen.

Wir freuen uns, Sie kennen zu lernen! - Melden Sie sich telefonisch, per Mail, oder senden Sie uns Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen.



Basel | 061 263 23 90
Bern | 031 326 06 06
Luzern | 041 240 44 44
Zürich | 043 544 77 22
Genf | 022 332 25 35
Lausanne | 021 321 12 60

www.permed.ch



Ein Unternehmen der TERTIANUM-Gruppe



Stadt Zürich
Pflegezentren



«Pflegen bei uns heisst – die eigenen Fähigkeiten einbringen.»

**Professionalität,
die Sinn stiftet.**



Unsere Erfolgsfaktoren sind das Wissen und die Fähigkeiten unserer Mitarbeitenden. Bei uns können Sie Gelerntes und Erfahrung einbringen und anwenden, prägen und mitgestalten.

Ein Arbeitsumfeld mit Möglichkeiten – auch für Sie?

Stadt Zürich Pflegezentren
Human Resources
Walchestrasse 31, Postfach 3251, 8021 Zürich

Telefon 044 412 41 56
www.stadt-zuerich.ch/pflegezentren

In Freiburg und in der Waadt testen Pflegeheime neueste Kommunikationstechnologie

Leben vor der Kamera

Die drahtlose Wi-Fi-Technologie ermöglicht in Alters- und Pflegeheimen ganz neue Kommunikationsmöglichkeiten – intern ebenso wie nach aussen. Heime in der Westschweiz setzen die Technologie bereits ein.

Von Anne-Marie Nicole

Das Pflegeheim La Providence in der Altstadt von Freiburg war nicht immer eine Altersinstitution. Auf den Fotografien, die im Erdgeschoss des Gebäudes an den Wänden hängen, sind zwar einige der heutigen Altersheimbewohnerinnen und -bewohner abgebildet. Allerdings sind es keine aktuellen Bilder, die Fotografien wurden vor etlichen Jahrzehnten aufgenommen, als das Haus noch ein Schulhaus war. Ein paar der heutigen Bewohner posieren darauf als junge Schülerinnen und Schüler artig für das Klassenfoto.

Das im Jahr 1842 im mittelalterlichen Gebäude gegründete Maison de la Providence war zuerst ein Heim für Benachteiligte, dann eine Schule und ein Hospiz. Erst 1980 wurde die Institution zu einem Alters- und Pflegeheim. «Im Lauf von Jahrzehnten und Generationen hat sich also die Institution immer wieder verändert, um sich auf die Bedürfnisse einer sich ebenfalls ständig wandelnden Gesellschaft auszurichten», schreibt der Stiftungsrat. Mit jeder Änderung des Zwecks gingen Renovationen und Umbauten einher. Beim letzten Umbau wurde die Zahl der Betten von 92 auf 111 erhöht, ein Dutzend davon in der Abteilung für die vorübergehende Aufnahme und Abklärung.

Die Renovationen ermöglichten auch immer die Einführung neuer technischer Geräte und neuer Technologien. Neuestens

ist es die drahtlose Wi-Fi-Technologie (lokales Funksystem), die innerhalb der dicken Mauern viele neue Einsatzmöglichkeiten eröffnet. «Die Kundschaft des Pflegeheims verändert sich; wir müssen also dynamisch bleiben, auch wenn das Durchschnittsalter 90 Jahre beträgt», sagt Pascal Andrey, Leiter des Pflegedienstes. An den Wänden hängen nun also nicht mehr nur alte Fotografien, sondern auch Bildschirme, über die bewegte und unbewegte Bilder flimmern.

Weniger Neuroleptika

Andrey ist voll des Lobes, wenn er von der Wi-Fi-Technologie spricht. «Eine wohltuende Wirkung» habe sie für das Heim. Auf den fernbedienten Bildschirmen («open screens») erscheinen Fotos, Filme, Meldungen und Wetterprognosen. Auch über den Tagesheiligen, über das Animationsprogramm oder das Tagesmenü gibt es via Bildschirm Informationen. Und schliesslich stellt der Monitor auch neue Mitarbeitende und neue Mitbewohner und Mitbewohnerinnen vor. Diese Bildschirminformation habe nicht etwa zur Isolierung der Bewohner beitragen, wie man vermuten könnte, sagt Pascal Andrey. Im Gegenteil: Das interne Fernsehprogramm habe wieder Leben in das Heim gebracht. Es habe die Diskussionen belebt und die sozialen Beziehungen unter den Bewohnern verbessert. Zudem stelle er fest, dass die Bewohner weniger

Neuroleptika einnehmen, seit sie am Bildschirm zum Beispiel Familienfotos betrachten können, die sich mithilfe eines einfachen USB-Sticks auf den Fernseher im eigenen Zimmer übertragen lassen.

Derzeit befassen sich Pascal Andrey und seine Kolleginnen und Kollegen mit einem weiteren Projekt – der «intelligenten Videoüberwachung». Diese erkenne Unregelmässigkeiten im Alltag des Heims sofort und melde sie an eine Alarmzentrale. Die

>>

An den Wänden hängen nicht nur alte Fotos, sondern auch Bildschirme mit bewegten Bildern.

Software ist dabei so programmiert, dass sie die Informationen über die täglichen Abläufe dauernd verarbeitet und neu ins Überwachungsprogramm aufnimmt.

Die «intelligente Videoüberwachung» ist eine Innovation des jungen Freiburger Start-up-Unternehmens Morphean, das dieses in Zusammenarbeit mit der Ecole d'ingénieurs Fribourg entwickelt hat. Das Projekt ist 2012 mit dem Freiburger Innovationspreis ausgezeichnet worden. Was die Verantwortlichen des Pflegeheims La Providence daran faszinierte: Das Programm kann Vorfälle vorhersehen, es ist also wie geschaffen zur Verhinderung von Stürzen in einem Haus mit vielen Gängen und Treppen.

Eine Testphase läuft

Derzeit ist der VideoProtector – so heisst das System – im Pflegeheim im Test. Die Aufnahmen der zwei Kameras, die im Einsatz sind, werden zeitgleich analysiert, und das Personal kann sie per Fernzugriff visionieren. Das System zeichnet die Bilder auch auf, löscht sie aber nach zwölf Stunden automatisch.

Die Leitung des Pflegeheims La Providence wartet das Ende der Testphase in gut vier Monaten ab und entscheidet dann darüber,

ob sie die «intelligente Videoüberwachung» übernehmen will. Für neue Technologien ist im Freiburger Alters- und Pflegeheim aber auf jeden Fall eine grössere Summe budgetiert. Es ist darum denkbar, dass man, statt eine Überwachungseinrichtung

zu installieren, die Bewohnerinnen und Bewohner auf direktere Art an der neuen Technologie teilhaben lässt, indem sie Tastbildschirme oder einen «Family link» zur Verfügung gestellt bekommen. Dieser würde den Angehörigen erlauben, Fotos von zu Hause direkt auf den Fernseher im Heimzimmer zu übertragen.

Kommunikation per Bildschirm

Christian Weiler, Leiter der Fondation Primeroche in Prilly VD, kann sich vorstellen, dass er Ähnliches auch in seinen Institutionen einrichten könnte. Weiler beaufsichtigt die Pflegeheime

Primeroche und Valamour und bald auch das Pflegeheim Le Grand Pré, das derzeit im Bau ist.

Vor einigen Jahren schloss das Pflegeheim Primeroche erste Experimente mit einem internen Bildschirm-Kommunikationssystem ab: Individuelle Meldungen erschienen auf den Fernsehschirmen der Heimbewohner, beispielsweise Mitteilungen, welche die Bewohner an ihre Tagetermine erinnerten. Nun sollen Tablet-Computer mit Tastbildschirmen das alte System ablösen. Gleichzeitig arbeitet Weiler an einem gemeinsamen Sicherheitsprojekt für Personen, die noch zu Hause leben. Es soll sie mit den Angehörigen, aber auch mit der professionellen Infrastruktur des Heims verbinden. «Dank dem drahtlosen Netz kann ich mir ein entwicklungsfähiges System vorstellen, das zu Hause dasselbe Sicherheitsniveau wie bei einer Betreuungsstelle gewährleistet», sagt Christian Weiler. Derzeit läuft ein 1:1-Versuch mit einem betagten Personenpaar, das noch zu Hause lebt. Dank der Verwendung eines besonders dafür entwickelten Tablet-Computers mit Tastbildschirm kann das Ehepaar die Sicherheitsoptionen, die es wünscht, selber leicht und jederzeit aktivieren: Aus einer einfachen Notruf-Uhr wird ein Armband, das eine Person lokalisieren



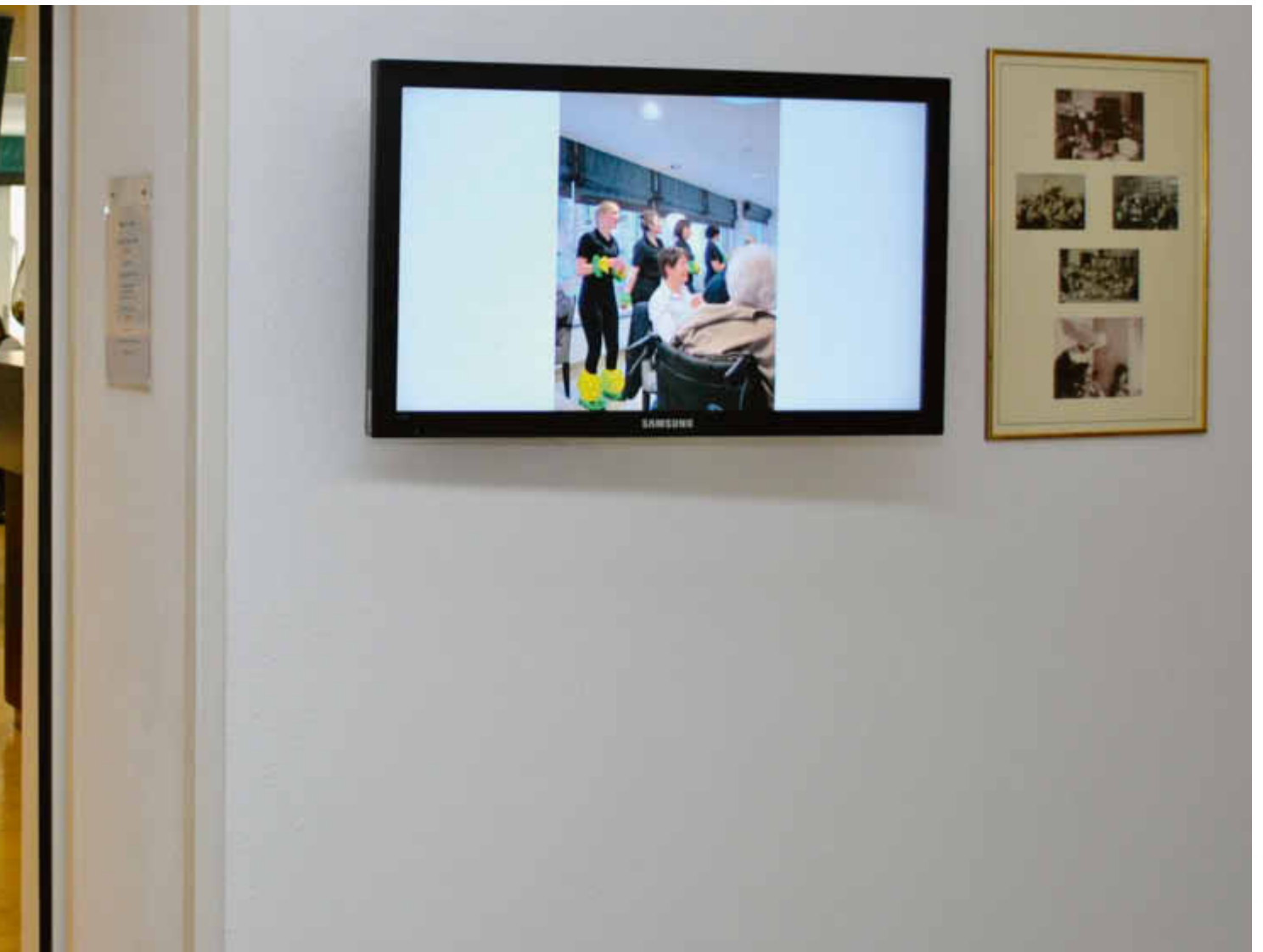
Farben, Klänge und Düfte dank Hightech

Bei Demenz, bei körperlichen Einschränkungen oder ganz generell am Lebensende liegen die Menschen – häufig von der Umwelt isoliert – viele Stunden im Bett. Die Association Arpège, welche die Pflegeheime mit psychogeriatrischen Aufgaben im Kanton Waadt vereinigt und Projekte für Heime entwickelt, arbeitet seit 2009 an einem Gerät, das bettlägerigen Menschen sinnliche Stimulationen bieten soll.

Nach drei Jahren Gedankenarbeit und Laborversuchen ist der sensorische Wagen «Personnalité» nun betriebsbereit. Das Projekt ist quasi eine Hightech-Version des Snoezelen, dem Aufenthalt in einem gemütlichen, angenehm warmen Raum, in dem die Menschen, bequem liegend oder sitzend, umgeben von leisen Klängen und Melodien, Lichteffekte betrachten

können. Das neue Gerät projiziert Bilder und Videos an die Decke oder an die Zimmerwände, dazu ertönt Musik und Düfte erfüllen den Raum. Alles zusammen soll die Sinne von bettlägerigen Personen stimulieren.

Technisch ist der Wagen ausgerüstet mit einem Tablet-Computer mit Tastbildschirm, der die Speicherung einer grossen Anzahl Fotos, Videos und Klänge erlaubt. Dazu gehören ein Weitwinkel-Beamer, mehrfarbige LED-Lampen, Lautsprecher und ein Parfümzerstäuber mit einer Auswahl verschiedener Düfte. Derzeit zirkulieren ein Dutzend Wagen in verschiedenen Einrichtungen des Kantons Waadt. Dafür wurden extra Fachleute ausgebildet. 18 weitere Wagen werden derzeit von einem regionalen Handwerker angefertigt.



Bildschirm im Pflegeheim La Providence in Freiburg: Verbunden mit der Familie und mit der Welt.

Foto: PD

kann, aber auch als Bewegungsmelder und als Badge für Türen dient. Kontrollmeldungen und Alarmer überträgt das Gerät auf Mobiltelefone der Angehörigen oder an den Pikettdienst des Heims, der rund um die Uhr und alle 365 Tage des Jahres besetzt ist und nötigenfalls jederzeit intervenieren kann. «Das wäre definitiv das Ende des Alarmknopf-Systems», sagt Christian Weiler. Das Pflegeheim, das sich derzeit einige Kilometer von Prilly entfernt in Cheseaux im Bau befindet, wird bereits von diesen Entwicklungen profitieren.

Massnahmen periodisch überprüfen

Als Leiter einer Institution mit psychogeriatrischen Aufgaben hat Christian Weiler auch an den Richtlinien des Ethikrats des Waadtländer Pflegeheimverbandes für Überwachungssysteme in Heimen mitgearbeitet (siehe Seite 19). Es gebe immer eine Interessenabwägung zwischen individueller Freiheit und den Sicherheitsanforderungen, und «wir müssen immer ein Einverständnis der betreffenden Person einholen», sagt Christian Weiler. «Ein Gerät für die

Lokalisierung wird zu einem Mittel der Einschränkung, wenn es die Freiheit und die Rechte des Bewohners beschneidet. In diesem Fall ist das Vorgehen genauso eine Zwangsmassnahme wie alle anderen Zwangsmassnahmen.» Man müsse im konkreten Fall abschätzen, inwieweit die Massnahme angemessen sei, und sie mit der betreffenden Person besprechen.

Die neuen Technologien eröffneten für die Zukunft wahrscheinlich viele, heute noch unbekannte Einsatzmöglichkeiten, sagt Christian Weiler. Das sei eine Chance: «Weil die Zahl der Pflegefälle dauernd zunimmt und die Anforderungen wachsen, fehlen uns mehr und mehr Pflegekapazitäten. Wir werden diesen

Rückgang nicht immer durch Leistungsverbesserungen des Personals kompensieren können.» Anders gesagt: Für Weiler ist die neue Technologie in den Pflegeheimen auch die Möglichkeit, die Pflegeberufe neu zu positionieren und sie attraktiv zu machen für (junge) Menschen, die sich bislang nicht vorstellen konnten, in Pflege und Betreuung zu arbeiten. ●

**«Die neue
Technologie wird
das Ende des
Alarmknopf-
Systems sein.»**



Bereichsleiter/-innen Hotellerie-Hauswirtschaft EFA

Berufsbegleitender Vorbereitungslehrgang auf die Berufsprüfung mit eidgenössischem Fachausweis.

Für Personen im hauswirtschaftlichen Bereich eines Grossbetriebs (Heim, Spital, Hotel, Tagungcenter usw.), die Leitungsaufgaben übernehmen oder im Begriff dazu sind.

Infoanlass: Dienstag, 7. Mai 2013, ab 18.00 Uhr, Technopark Zürich
Anmeldung und Information: 058 105 94 50 oder bl_hh@strickhof.ch



Strickhof, Weiterbildung Facility Management, Technoparkstrasse 1, 8005 Zürich
www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management



Dipl. Leiter/-innen in Facility Management

Berufsbegleitender Vorbereitungslehrgang auf die Höhere Fachprüfung mit eidgenössischem Diplom.

Für Personen mit einer Berufsprüfung in einer Sparte des Facility Managements (FM), die ihre berufliche Qualifikation über weitere Fachgebiete erweitern, Prozesse gesamthaft überblicken und eine zentrale Führungsaufgabe einnehmen wollen.

Infoanlass: Donnerstag, 14. März 2013, ab 18.00 Uhr, Technopark Zürich
Anmeldung und Information: 058 105 94 50 oder leiter_fm@strickhof.ch



Strickhof, Weiterbildung Facility Management, Technoparkstrasse 1, 8005 Zürich
www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management



Strategie- und Organisationsberatung
Coaching, Leitungsmandate
Qualitätsmanagement
Forschung und Evaluation
Schulung und Lehre



«Alles klar?»

socialdesign ag ist eine inhabergeführte Beratungsfirma. Mit massgeschneiderten Dienstleistungen beraten wir Politik und Verwaltung, Nonprofit-Organisationen und Unternehmen. Wir verfügen über vielseitiges Know-how im Bereich Heilpädagogik, in der Beratung von Institutionen für Menschen mit Beeinträchtigungen sowie in organisationsbezogenen Fragestellungen im Zusammenhang mit der Umsetzung des neuen Kindes- und Erwachsenenschutzrechts.

- Die Strategie definieren
- Die Umsetzung Ihrer Fachkonzepte überprüfen
- Ihr Qualitätsmanagement entwickeln
- Die internen Abläufe klären
- Ihre Leistungsverträge optimieren

socialdesign ag · Kornhausplatz 12 · 3011 Bern · T +41 31 310 24 80
www.socialdesign.ch · info@socialdesign.ch



Die Zukunft der Robotik in der Altenpflege

Roboter als Therapeuten: Science Fiction oder Realität?

Dank grossen Fortschritten in künstlicher Intelligenz beginnen Roboter, ihre traditionelle «Heimat» der Labors zu verlassen und in unseren Lebensraum einzudringen. Diese Entwicklung könnte in Zukunft auch Auswirkungen für die Altenpflege haben.

Von Pascal Kaufmann *

Roboter befinden sich normalerweise in Fabriken, hinter Mauern, aus Sicherheitsgründen streng von Menschen abgegrenzt. Sie sind typischerweise aus harten Materialien, Stahl, Plastik und Elektromotoren gebaut. Dank grossen Fortschritten in Robotik und künstlicher Intelligenz haben sie angefangen, ihre traditionelle «Heimat» zu verlassen und in unseren Lebensraum einzudringen, in unsere Häuser und Wohnungen, Schulen, Spitäler, Alters- und Pflegeheime, öffentliche Räume, Einkaufszentren, wo diese sogenannten Serviceroboter nützliche Arbeiten verrichten. Dieser Trend wird sich in den nächsten

* **Zum Autor:** Pascal Kaufmann arbeitet mit Prof. Dr. Rolf Pfeifer im Labor für künstliche Intelligenz am Institut für Informationstechnologie der Universität Zürich. Er gilt

zusammen mit Rolf Pfeifer als einer der Väter von «Roboy». Kaufmann hat einen Abschluss in Neurowissenschaften der ETH Zürich. Sein Forschungsinteresse gilt der «embodied artificial intelligence» (körperbasierte künstliche Intelligenz) und dem Bau künstlicher Hirne.



Jahren noch merklich verstärken. Wenn nun Roboter mit Menschen «zusammenleben» sollen, stehen allerdings plötzlich ganz andere Anforderungen im Vordergrund. Anstelle der schnellen, hochpräzisen, repetitiven Bewegungen, die die Ingenieure genau programmieren können, ist es jetzt die Fähigkeit, unmittelbar auf Veränderungen in der Umwelt zu reagieren und mit Menschen auf sichere Art zu interagieren. Besonders im Bereich der Pflege und des Gesundheitswesens müssen Roboter hohe Anforderungen an Sicherheit und Zuverlässigkeit erfüllen, und die Entwickler müssen viele Fragen beantworten und Vorbehalte ernst nehmen.

Eine neue Generation von Robotern ist notwendig

Menschen und Tiere haben zwar ein hartes Skelett zur strukturellen Stützung, sind aber sonst weitgehend aus weichen Materialien aufgebaut: feine flexible Haut, deformierbares Gewebe auf der gesamten Körperoberfläche, Muskeln, innere Organe, Haare und weiteres mehr. Die Elastizität der Muskeln übernimmt die Adaptation an Unebenheiten des Bodens beim Gehen, und die weichen Fingerkuppen passen sich automatisch, ohne Steuerung, der Form des harten Gegenstandes an, etwa eines Glases, das wir in der Hand halten. Man versuche zum Beispiel, aus einem Glas zu trinken mit Fingerhüten an allen Fingern. «Soft Robotics» ist die Bezeichnung für eine neue Generation von Maschinen, teilweise aus weichen Materialien bestehend, fähig zu natürlichen Bewegungen und sanfter, sicherer Interaktion mit Menschen.

Während die Industrie repetitive, schwere und gefährliche Aufgaben längst an Roboter übertragen hat, stehen in der Spitzenmedizin immer mehr technische Geräte als Assistenten zur Verfügung. Im Jahr 1985 setzte die Chirurgie den ersten Roboter an einem 52-jährigen Patienten für die präzise Entnahme von Hirngewebe ein. Wenige Jahre später stand mit «Robodoc» der erste kommerziell verfügbare Chirurgieroboter zur Verfü-

>>

gung, den die Ärzte als Knochenfräse für Hüft- und Kniegelenksprothesen einsetzen.

Telerobotik kam schliesslich mit der Entwicklung der Netzwerk-Technologie und des Internets auf. Den Begriff verwenden wir für alle Roboteranwendungen, bei denen ein menschlicher Bediener den Roboter direkt oder indirekt steuert. Weil Telepräsenzroboter den Ärzten ermöglichen, Routinebesuche auch aus der Ferne abzustatten, bleibt diesen mehr Zeit für die aufwendigeren Konsultationen, die sie nur vor Ort vornehmen können.

Roboter übernehmen Routinetätigkeiten in der Pflege

Heute lassen sich vier Klassen von Robotern abgrenzen: Pflegeroboter, Diagnoseroboter, Assistenzroboter und Therapie-roboter. Je nach Einsatzszenario bietet es sich an, Roboter zu konzipieren, die mehrere oder gar alle diese Fertigkeiten vereinen. Neuere Entwicklungen im Bereich der künstlichen Intelligenz und bei der Produktion berührungsfreundlicher Materialien stellen Apparate auch für Tätigkeiten in Aussicht, die immer mehr Fingerspitzengefühl erfordern. Angesichts der Personalknappheit im Gesundheitswesen eröffnen sich Potenziale für den Einsatz von Robotern und autonomen Geräten besonders bei der Betreuung und in der Gesundheitsversorgung.

Angestellte in Krankenhäusern und Heimen können dabei zusehends auf die Assistenz von Robotern bauen. Sie könnten Routinetätigkeiten wie die Reinigung von Böden oder den Transport von Essen, Medikamenten, Labor- oder Verwaltungsmaterial und Wäsche übernehmen. Auf dem Markt sind bereits Roboter, die Getränke verteilen und Verbrauchsmaterial bereitstellen. In Japan sind Trageroboter im Einsatz, die Patienten aus dem Bett in den Rollstuhl oder ins Bad heben. Roboter sollen die Pflegenden entlasten, zumindest von körperlichen Anstrengungen. Wenn dadurch berufstypische Verschleisserscheinungen erspart blieben, könnten sie auch länger im Beruf verbleiben. Nicht zuletzt erhoffen sich einige Spital- und Heimmanager, dank der Assistenzrobotern mit weniger Personal auszukommen, ohne dass die Qualität der Pflege darunter leidet. Im Gegenteil könnten Roboter die Qualität der Pflege in verschiedenen Bereichen gar erhöhen, schenkt man Aussagen von Patienten in gewissen Pflegeheimen Beachtung, die von launischen, frustrierten oder schlicht überfordertem Pflegepersonal berichten.

Hohes Potenzial, mangelnde Akzeptanz

Historisch und kulturell betrachtet ist der Umgang mit Robotern und technischen Neuerungen in Japan etliches entspannter und akzeptiert. Roboter gelten als positiv, erste Restaurants ausschliesslich mit Robotern als Servierpersonal wurden vor Kurzem eröffnet.

Ein Erzeugnis aus Japan ist auch der Roboter, der sich von einem Bett in einen Rollstuhl verwandeln kann. Obschon Fachleute in Krankenhäusern und Pflegeheimen ein hohes Potenzial für den Einsatz von Assistenzrobotern erkennen, sind in Europa

erst wenige Systeme auf dem Markt. Ihnen stellen sich denn auch eine Reihe von Hürden entgegen: Hohe Anschaffungs- und Unterhaltskosten, mangelnde Haftungsregelung, fehlende Akzeptanz beim Personal und technische Schwierigkeiten wie Energieverbrauch und Zuverlässigkeit.

Die bei Liebhabern von Science-Fiction-Filmen bekannten Droiden R2-D2 und C-3PO, die in «Krieg der Sterne» den menschlichen Hauptdarstellern fast die Schau stehlen, entsprechen etwa dem Typus des sozialen Roboters: Sie können Empfindungen ausdrücken und wahrnehmen, sind eigenständige Persönlichkeiten mit ihren Stärken und Schwächen, erkennen ihr Gegenüber, lernen von ihm und gehen soziale Beziehungen ein. Ein bisweilen aktuelles und sehr bekanntes Beispiel ist die weisse Kuschelrobbe Paro, die Streicheleinheiten mit Schnur-

ren und freundlichem Augenaufschlag quittiert. Paro ist ein interaktives Modell eines Sattelrobberbabys, ausgestattet mit einer Vielzahl an Sensoren. In Abhängigkeit zur erfahrenen Stimulation durch Streicheln oder Drücken passt Paro das eigene Verhalten an und interagiert so zum Beispiel mit älteren Menschen. Sensoren unter dem Fell der elektronischen Kuschelrobbe registrieren Berüh-

rungen, Helligkeit oder Geräusche. Sogar Stimmen kann der Roboter unterscheiden. Wird Paro gestreichelt oder angesprochen, reagiert das Robberbaby mit Tönen und Bewegungen. Wird es gekraut, brummt es. Schlägt man es, protestiert die Maschine.

Paro als Türöffner bei in sich gekehrten Menschen

Es konnte nachgewiesen werden, dass Paro ähnlich wie echte Tiere das Wohlbefinden von beeinträchtigten oder älteren Menschen verbessert. Dabei ist Paro flexibel einsetzbar und lässt sich geduldig streicheln und umarmen. Mitarbeitende, die mit Paro vertraut sind, bringen die Robbe gezielt mit Patienten in Kontakt und begleiten die Interaktionen. Vater der Tiermaschine ist Takanori Shibata. Der Professor hat den Roboter am japanischen National Institute of Advanced Industrial Science and Technology entwickelt. Dort und auch in den USA sind therapeutische Hilfsmittel wie Paro in der Pflege weit verbreitet. Sie sollen Patienten und ältere Menschen emotional ansprechen und anregen. Paro, so ergaben Erfahrungsberichte, kann das Gefühl vermitteln, dass sich jemand um einen kümmert. Auch könne Paro als Türöffner bei Menschen dienen, die in ihrer Krankheit ganz in sich gekehrt oder einfach sehr einsam sind.

Während Robotertiere relativ einfache Maschinen sind, gilt die Entwicklung sozial interaktiver Roboter noch immer als eine der grössten Herausforderungen, nicht nur, was die Technik angeht, sondern auch in ethischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Roboter im Therapiebereich sind allerdings keine Fiktion, sondern bereits Wirklichkeit.

Ein Ausblick: Roboter am Pflegebett?

Smarte Rollstühle oder Gehhilfen könnten die Abhängigkeit von menschlichen Begleitern verringern, Serviceroboter wie-

In der Pflege müssen Roboter hohe Anforderungen an die Sicherheit erfüllen.

Roboter sollen Pflegenden entlasten, zumindest bei körperlichen Anstrengungen.

Die modernsten Roboter weltweit in Zürich

«Robots On Tour» findet am 9. März 2013 in Zürich statt. Roboter für Jung und Alt aus aller Welt werden der Öffentlichkeit vorgestellt. Zürich wird damit zum Mittelpunkt des Robotik-Geschehens und präsentiert nebst absoluten Weltneuheiten auch altbekannte Lieblingsroboter. Weltpremiere feiert auch der vom AI Lab Zürich entwickelte Roboter namens Roboy.

Ticketbestellungen via www.robotsontour.com

derum im Haushalt wichtige Handreichungen übernehmen, sodass es unterstützungsbedürftigen Menschen länger möglich bliebe, selbstständig zu leben. Die Schweiz nimmt im Bereich der humanoiden Robotik eine nicht unwesentliche Rolle ein. Innert neun Monaten haben Wissenschaftler am Labor für künstliche Intelligenz der Universität Zürich (AI Lab) zusammen mit Dutzenden Projektpartnern einen menschenähnlichen Roboter namens «Roboy» entwickelt, der im Gegensatz zu üblichen Robotern keine Motoren in den Gelenken hat, sondern ähnlich wie Menschen mit elastischen Muskeln und Sehnen ausgerüstet ist. Er ist eine Forschungsplattform und gleichzeitig ein Wegbereiter und Botschafter einer neuen Generation

Material, Gestaltung und Stimmlage entscheiden, ob Menschen die Roboter akzeptieren.

von Robotern. Aufgrund seiner sanften Bewegungen und seinem elastischen Muskel-Sehnen-System gehört er zur Klasse der «soft robots», die eines Tages auch im Alltag eingesetzt werden sollen. Zu einem späteren Zeitpunkt möchten ihn die Forscher

noch mit weicher Haut versehen, die mit vielen Sensoren ausgestattet sein wird, sodass er nicht nur sehen und sich bewegen, sondern die Umwelt auch spüren kann. Roboy wird Begründer einer neuen Generation von Robotern sein mit dem Zweck, Menschen bei der Arbeit zu unterstützen und gewisse Aufgaben zu übernehmen. Die Wahl der Materialien, die Gestaltung des Erscheinungsbildes oder auch die Stimmlage sind nur einige Faktoren, die darüber entscheiden, wie Menschen Roboter wahrnehmen und wie Pflegefachkräfte sie eines Tages akzeptieren werden. Hierzu müssen die Ingenieure noch viel Forschung betreiben und viele Roboter bauen. Schliesslich entscheidet einzig und allein der reale Einsatz von Robotern in realen Situationen im Pflegealltag darüber, wie rasch die Entwicklung im Gesundheitsbereich voranschreiten kann. Je früher wir damit beginnen, desto schneller lernen wir, Roboter zu bauen, die Teil unserer Gesellschaft sein werden. ●

Verdankung: Einige Aussagen wurden mit freundlicher Genehmigung der TA-Swiss der aktuellen Studie RoboCare «Robotik in Betreuung und Gesundheitsversorgung» entnommen.



«Roboy», Begründer einer neuen Generation von Robotern: Werden ihn die Pflegefachkräfte als Helfer akzeptieren? Foto: AI Lab

Auch in Alterswohnungen zieht moderne Technik ein

Ein iPad für fast alle Fälle

Das Ehepaar Würmli hat sein Haus verkauft und sich vor einem dreiviertel Jahr für den Umzug in eine Alterswohnung entschieden. Nun leben sie in modernen Räumlichkeiten und lernen, wie neueste Technik ihnen das Leben erleichtern kann.

Von Natascha Gerisch

Auf dem antiken Salontisch liegt ein Tablet-Computer – ein iPad. Ein solch moderner Gegenstand mag aufs Erste nicht richtig in diese Umgebung passen. Der Holztisch inmitten des grossen Wohnzimmers ist umgeben von edlen Sofamöbeln. Auf dem hellen Steinplattenboden liegen farbige Perserteppiche, an der Wand hängen verschiedene Landschaftsbilder. Und was ist mit dem iPad auf dem Salontisch, das in diesem klassischen Interieur wie ein Fremdkörper wirkt? Dieser Gegenstand erleichtert dem Ehepaar Würmli das Leben. Das iPad enthält modernste Gerontotechnologie. Der bedienerfreundliche Computer mit seinen Applikationen, Apps genannt, unterstützt ältere Menschen dabei, den Alltag selbstständiger zu bewältigen. Apps erscheinen als Symbole auf dem Bildschirm, die durch Berühren die Verbindung zur entsprechenden Dienstleistung herstellen. «Bonacasa» nennt die Immobilienfirma Bracher und Partner aus Solothurn ein umfassendes Mehrgenerationen-Wohnkonzept, das hauptsächlich älteren Menschen das Leben in den eigenen vier Wänden, trotz dem fortschreitenden Alter, vereinfachen soll. Neue Technologien wie Tablets sind wichtige Teile des Konzepts. Das iPad gilt als einfach zu handhaben, sodass technologieunerfahrene Menschen ihre Hemmschwellen abbauen können. Die für Bonacasa entwickelte Plattform ist leicht zu bedienen

«Ältere Menschen lernen Skypen, um mit den Enkeln in Kontakt treten zu können.»

und funktioniert auch auf Android-Geräten. Die Apps stehen für unterschiedliche Dienstleistungen und führen durch das weitere Programm – einfach dargestellt und Schritt für Schritt nachvollziehbar. Alle Hausbewohnerinnen und -bewohner können diese Serviceleistungen im Monatsabonnement nach den eigenen Bedürfnissen auswählen und nutzen. Zum Abonnementsstandard, der 40 Franken monatlich kostet, zählen sicherheitstechnische Einstellungen: den Anschluss an das Sicherheitssystem organisieren, ein Notrufgerät installieren, das Hinterlegen des Hausschlüssels organisieren oder medizinisch-pflegerische Fragen an das zuständige Fachpersonal vermitteln. Zudem bietet das App-Programm verschiedene organisatorische Hilfen, die eine persönliche Concierge vor Ort erledigt: Termine reservieren, Reisen oder Mitfahrgelegenheiten

für Veranstaltungen organisieren, bei Abwesenheit eine Wohnungsbetreuung ermöglichen, Raum- oder Kleiderreinigung vermitteln, einen Mahlzeitendienst anfordern, bei administrativen, technischen oder Rechtsfragen Fachpersonen beiziehen. Um den jeweiligen Auftrag per Mail zu erteilen, tippt die Person auf das zugehörige App-Symbol auf dem Bildschirm der Bonacasa-Plattform und wird zum gewünschten Bereich weitergeführt.

Hemmschwellen abbauen

Trudi und Heinrich Würmli, 80 und 84, mussten zuerst Berührungängste gegenüber der modernen Elektronik abbauen.





Trudi und Heinrich Würmli geniessen in ihrer Wohnung die Vorteile der modernen Technik, mussten aber auch zuerst Berührungsängste abbauen. Dazu meint Trudi Würmli: «Ich nutze den Computer und bin froh, dass ich damit umgehen kann.» Foto: Maria Schmid

Trudi Würmli sagt: «Als ich pensioniert wurde, habe ich mich für einen Computerkurs angemeldet. Obwohl mich der Computer nicht besonders interessiert, nutze ich ihn und bin heute froh, dass ich damit umgehen kann.» Allerdings möge sie weiter vor allem den persönlichen Kontakt und habe nicht das Bedürfnis, mit der Welt in erster Linie per Mail und SMS verbunden zu sein.

Diese Haltung ist nicht untypisch für Menschen ihrer Generation. Das bestätigt Stéphanie Logassi Kury, Leiterin Kommunikation und Marketing bei der Firma Bracher und Partner, die auf das Wohnen im Alter spezialisiert ist: «Ältere Menschen nutzen die moderne Technik bewusst und zielgerichtet. Sie lernen Skypen, um mit der Enkelin in Kontakt treten zu können. Oder sie mailen mit dem Sohn, weil dieser per Telefon schwierig zu erreichen ist.» Der persönliche Kontakt jedoch sei für diese Menschen nach wie vor die wichtigste Kommunikationsform.

Die neueste Version der Bonacasa-Applikationen ist für den Tablet-Computer erst seit vergangenem Herbst auf dem Markt. Laufend finden Schulungskurse für die betreffenden Seniorin-

nen und Senioren statt. Dort lernen sie erste Hemmungen abzubauen und drauflos auszuprobieren. Trudi Würmli möchte baldmöglichst einen solchen Benutzerkurs belegen, um den Überblick zu erlangen, welche App sie in welcher Form nutzen könne.

Moderne Alterswohnung

Das iPad ist nicht die einzige moderne Technik, die dem Ehepaar Würmli ein selbstständiges Leben im Alter ermöglicht. Vor knapp einem Jahr sind sie in die moderne, 123 Quadrat-

meter grosse Dreieinhalbzimmerwohnung in der Alterssiedlung «Läbesgarte» in Biberist SO eingezogen. Dass es eine Alterswohnung ist, wird erst auf den zweiten Blick sichtbar: Details, die für ein hindernisfreies Leben im Alter nötig und sinnvoll sind. Bracher und Partner haben die Wohnung nach den Richtlinien für behindertengerechtes Bauen konzipiert. Sie ist schwellenfrei und genügend breit gebaut,

damit sich Menschen mit einer Gehbehinderung vorwärts bewegen können. Zudem sind alle Zimmer grosszügig angelegt. Spezielle Fenster und Balkonschiebetüren lassen sich mit we-

«Obwohl mich der Computer nicht interessiert, bin ich froh, dass ich damit umgehen kann.»

>>

nig Kraftaufwand öffnen. Im Badezimmer steht keine Badewanne, sondern eine Duschkabine. Der Backofen in der Küche ist auf mittlerer Höhe eingebaut, sodass sich niemand bücken muss. In jedem Raum hängen an der Decke Rauchmelder. Im Wohnbereich sind ein Notrufgerät und eine mobile Notrufuhr deponiert. Ein Knopfdruck löst Alarm in der zuständigen Zentrale aus, die wiederum über eine Fernsprechanlage direkt Kontakt mit der hilfebedürftigen Person aufnimmt und alles Nötige in die Wege leitet. Diese kleinen, aber wichtigen Helfer geben Sicherheit. Vor allem der vor fünf Jahren an Makuladegeneration erblindete Heinrich Würmli ist froh darum. Dass er in der Wohnung keinen Blindenstock benutzt, zeigt, wie gut er in den eigenen vier Wänden zurechtkommt. Das Ehepaar ist sich einig: «Wir würden diesen Schritt wieder machen, wir haben uns hier sehr gut eingelebt. Schliesslich geht es darum, vorwärts zu schauen und nicht rückwärts.»

Bis im vergangenen Mai lebten die Würmlis in einem Einfamilienhaus, ebenfalls in Biberist: «Der grosse Garten, das Haus und die damit verbundene Arbeit, vor allem aber meine heftigen Rückenschmerzen haben meinen Mann und mich dazu bewogen, in eine altersgerechtere Wohnung umzuziehen», sagt Trudi Würmli. Mit dem Gedanken, aufs Alter umzuziehen, hatten sich beide schon länger beschäftigt. Auch Heinrich Würmli wollte nicht länger im Haus bleiben. Denn für ihn als schwer Sehbehinderten wurde das Haus zunehmend zu gross. Er konnte sich darin nicht mehr unbefangen bewegen.

Vorteile des neuen Wohnkonzepts nutzen

Die Würmlis entschieden sich aus mehreren Gründen für diese Wohnung. Für beide war eine Eigentumswohnung mit einem modernen Baustandard Bedingung. Denn sie brauchen die Gewissheit, so lange wie möglich in ihrer Wohnung bleiben zu können. Klar war auch, dass sie in Biberist bleiben wollten, aufgrund ihrer lebenslangen Verbundenheit mit dieser Gemeinde. Beide sind im Ort aufgewachsen und führten als Ehepaar im Dorf eine Arztpraxis: Er als Hausarzt und sie als seine Assistentin.

Das Läbesgarte-Projekt habe sie beide überzeugt. Bracher und Partner hatten mit dem Pflegeheim Bleichematt von Biberist das Konzept erstellt: Die 28 Eigentumswohnungen wurden direkt neben das Pflegeheim gebaut. Die Bewohnerinnen und Bewohner der beiden Bonacasa-Häuser bleiben dadurch eigenständig, können aber, wenn nötig, die Infrastruktur des Heims, zum Beispiel die medizinische Versorgung und eine pflegerische Betreuung, nutzen.

Obwohl beide noch rüstig sind und den Alltag sehr gut alleine bewältigen können, sind die Würmlis froh um den 24-Stunden-Notruf in der Wohnung. Das weisse Kästchen, das im Wohnzimmer liegt, gibt vor allem Heinrich Würmli Sicherheit. Denn durch seine Blindheit besteht für ihn immer die Gefahr, in eine akute Not-situation zu geraten. Für ihn ist wichtig zu wissen, dass, wenn er den Knopf drückt, die zuständige Fachperson im Pflegeheim Genaueres über seine Person weiss. Er wird mit Namen angesprochen, die Fachperson hat mit seinem Einverständnis Einblick in seine Krankenakte und weiss, dass er sehbehindert ist. Sie kann deshalb schnell und professionell reagieren. Für Hein-

Technik soll für Seniorinnen und Senioren einfach zu bedienen und nachvollziehbar sein.



Die Apps auf der Bonacasa-Plattform führen durch das Programm: Schritt für Schritt und einfach nachvollziehbar.

rich Würmli ist es beruhigend zu wissen, dass innerhalb weniger Minuten die Ambulanz bei ihm wäre und er innert kürzester Zeit medizinische Betreuung bekäme. Ein Wohnungsschlüssel ist im Pflegeheim deponiert. Zudem übernimmt die Fachperson das Informieren der Angehörigen, zum Beispiel der Kinder.

Persönliche Betreuung bleibt wichtig

Die wohl wichtigste Funktion im Bonacasa-System übernimmt die Hausconcierge Silvia Kurth, welche die Bewohnerinnen und Bewohner in allen Fragen berät. Sie ist für das Ehepaar Würmli die erste Ansprechperson und versucht, gemeinsam bei Problemen passende Lösungen zu finden. Für Silvia Kurth ist die Arbeit als Concierge ein 50-Prozent-Job. Sie ist für mehrere Überbauungen in den Regionen Solothurn und Bern zuständig. Das bedeutet: Sie erscheint einmal wöchentlich für zwei Stunden in der Siedlung und nimmt die anstehenden Bedürfnisse auf. Sie ist telefonisch zu Bürozeiten erreichbar. Zudem können Würmlis bei Fragen rund um die Uhr die Telefonzentrale anrufen.

Der Arbeitsbereich einer Concierge ist vielfältig: Wichtig ist der persönliche Kontakt, so dass sich die Hausbewohnenden jederzeit getrauen, die Hilfe von Silvia Kurth anzufordern. Sie bringt das nötige Fingerspitzengefühl und Organisationstalent mit. Zudem ist sie Vermittlerin, jedoch nur für organisatorische Fragen zuständig. Medizinisch-pflegerische Fragen leitet sie an die zuständigen Stellen weiter: an das angrenzende Pflegeheim, die Spitex, den Hausarzt oder die Angehörigen.

Derzeit nutzt das Ehepaar Würmli nur einen kleinen Teil des umfassenden Dienstleistungsangebots von Bonacasa. Bisher kann es den Alltag selbstständig bewältigen. Die Eheleute sind jedoch froh zu wissen, dass ihnen weitere Dienstleistungen zur Verfügung stehen würden. Ausserdem besteht ein Angebot des Pflegeheims, Menschen zu Hause zu pflegen und bis zum Sterben zu betreuen. Bisher konnte das Pflegeheim fünf dafür not-

wendige Pflegebetten direkt in den Wohnungen anbieten. Da dieses Pilotprojekt ausserordentlich erfolgreich angelaufen ist, möchte das Heim weitere Wohnungen anbinden. Würmlis käme auf jeden Fall sehr entgegen, wenn sie bis zum Lebensende in den eigenen vier Wänden bleiben könnten.

Zukunftsaussichten

In der Schweiz sind spannende gerontotechnologische Entwicklungen im Gange. Spezialisierte Institute wie das iHome Lab der Hochschule Luzern in Horw oder das Innovationszentrum der Fachhochschule St. Gallen erarbeiten sie und testen sie auf ihre Tauglichkeit: Wie ist es möglich, akustisch – mit der Stimme oder mit Händeklatschen – einen Alarm auszulösen? Oder wie wird ein Sensor eingestellt, der auf Nichtbewegung reagiert und zwischen An- und Abwesenheit der Person unterscheidet, sodass sie bei Verlassen der Wohnung nicht mehr die zuständige Zentrale informieren muss?

Ein Produkt, das überzeugt und Bonacasa bald anbieten wird, ist die Uhr Limmex. Sie verfügt über einen Notrufknopf und funktioniert mit ihrer integrierter SIM-Karte ähnlich wie ein Handy: Überall, wo Mobilfunkempfang besteht, können Trägerinnen und Träger den Notruf auslösen und via eingebautes Mikrofon mit der angerufenen Stelle in Kontakt treten.

Auch die Bonacasa-Dienstleistungen werden weiter ausgebaut. Fortlaufend schliessen sich Regionen und Gemeinden diesem Konzept an. Das Angebot gilt nicht nur für speziell gebaute Wohnungen, sondern auch für bereits bestehende Wohnhäuser. Bracher und Partner haben zusammen mit dem Schweizerischen Hauseigentümergebiet (HEV) ein Abkommen geschlossen, das solche Möglichkeiten zulässt. Somit wird in Zukunft das Tablet mit dem Bonacasa-App nicht nur in modernen Überbauungen anzutreffen sein, sondern auch in älteren Einzelhaushalten.

Wie das Ehepaar Würmli zeigen sich viele Senioren gegenüber der Technik aufgeschlossen und können davon profitieren. Trotzdem wiegt die Technik in ihren Augen den persönlichen Kontakt eines Telefonats oder eines Besuchs nicht auf. Trudi Würmli ist davon überzeugt, dass «der nachbarschaftliche Kontakt weiterhin enorm wichtig bleibt». ●

Weitere Informationen:

www.bonacasa.ch

www.ihomelab.ch

www.fhsg.ch/fhs.nsf/de/ambient-assisted-living

Anzeige




COMUNITAS
 Comunitas Vorsorgestiftung
 Bernastrasse 8
 3000 Bern 6
 Telefon 031 350 59 59
www.comunitas.ch

Jetzt für später vorsorgen.
Mit Vorsorgelösungen à la carte.




 www.hiob.ch
 Staatlich anerkanntes Hilfswerk
 Wir sammeln fast alles
**Hilfsmittel, Einrichtungen,
 Wäsche, Kleider, Inkontinenzmaterial,
 Kücheneinrichtungen und Geräte.**
 Wir vermitteln Material an Bedürftige in
 Entwicklungs- und Schwellenländern.
Telefon 033 439 80 50
hilfsprojekte-recycling@hiob.ch
 Helfen, wo die Not am grössten ist!



**Festbankgarnituren
 Arbeitszelte
 Faltzelte**



für professionelle Anwender

Schöni PartyWare Schöni PartyWare AG Tel. 044 984 44 05
 Isenrietstrasse 9a Fax 044 984 44 60
 8617 Mönchaltorf www.zeltshop.ch

Eine aus der Not geborene Idee wurde zur anhaltenden Erfolgsgeschichte

Der Rollator: Vom Hilfsgerät zum Hightech- und Design-Objekt

Verwunderlich ist eigentlich nur, dass ihn niemand schon viel früher erfand. Der Rollator ist das erfolgreichste Gerontotechnikgerät der letzten zwanzig Jahre. Nächster Entwicklungsschritt: Die Gehhilfe wird zur Hightech-Maschine aufgetunt.

Von Urs Tremp

Die Frau hatte Nerven – und Ausdauer. Eine geschlagene halbe Stunde blieb sie mitten auf einem Fussgängerstreifen auf dem Querbrett ihres Rollators sitzen und blockierte den Feierabendverkehr. Ihre Protestaktion begründete sie später gegenüber der Polizei damit, dass sie mit ihrer rollenden Gehhilfe als Verkehrsteilnehmerin nicht ernst genommen werde. Ein Autofahrer sei – weil sich vor ihm der Verkehr staute – auf dem Fussgängerstreifen stehen geblieben, als hätte sie mit ihrem Rollator kein Recht, die Strasse zu überqueren. Dass er ihr zum Hindernis wurde, sei ihm wohl egal gewesen.

Die wackere Einzelkämpferin musste sich zwar wegen Nötigung vor Gericht verantworten. Aber sie bekam auch Zuspruch von Leidensgenossinnen und -genossen. Wer weiss: Hätte sie ihre Protestaktion nicht als solistische Affekthandlung, sondern als Massenkundgebung von Betroffenen durchgeführt, wären sie und ihre Mitkämpfer statt bei der Polizei vor den Mikrofonen und Kameras der «Tagesschau» gelandet.

Doch die Menschen mit Rollator sind (noch) keine organisierte Minderheit, obgleich ihre Zahl in den letzten Jahren kontinuierlich zugenommen hat. Wie viele Menschen in unserem Land eine radgestützte Gehhilfe brauchen, um sich einigermassen sicher bewegen

zu können, weiss niemand. Die Zahl geht aber sicher in die Hunderttausende. Und es werden immer mehr Menschen, die ganz selbstverständlich mit dem Rollator durchs Leben gehen. Rund 50000 neue Modelle werden in der Schweiz jährlich verkauft – in allen Preisklassen: von knapp 100 bis über 1000 Franken. Dazu kommen ein florierender Occasions- und ein Internet-Versteigerungshandel. Zudem bieten verschiedene Stellen Rollatoren auch zur Miete an.

Zuerst nur in Spitälern und Heimen

Obwohl Rollatoren heute selbstverständlich zum Strassenbild gehören: Eine lange Geschichte haben sie nicht. Ende der Siebzigerjahre hat sich die Schwedin Aina Wifalk aus purer Not einen ersten Rollator anfertigen lassen, damit sie sich trotz der Folgen ihrer Kinderlähmung unabhängig fortbewegen konnte. Man darf sich dieses Gefährt als ziemlich sperrige Konstruktion vorstellen – so wie die ersten Gehhilfen mit Rädern, die schliesslich Anfang der Neunzigerjahre hierzulande in Handel und Gebrauch kamen. Zuerst ruckelten und rollten sie noch genierlich auf den Fluren von Spitälern und Altersheimen. Doch nach und nach eroberten sie die Garten- und Spazierwege, bis sie schliesslich in der Mitte der aktiven Gesellschaft und in den Innenstädten ankamen.

Mit den neuen, erweiterten Verkehrsräumen änderten Technik und Design, der Rollator übernahm zusätzliche Funktionen. Er wurde nun zum fahrbaren Sitzbänklein aufgewertet und übernahm mit einem Stoffnetzchen oder einem Metallkörbchen zwischen den Rahmenteilen die Funktion eines Einkaufswägeli. Je nach Bedürfnis konnten zusätzlich ein Getränke- oder ein Schirmhalter montiert werden. Nun waren vor allem drei Eigenschaften gefragt: geringes Gewicht, gute Bremsen sowie bequem und platzsparend zusammenzuklappen.

Der Rollator wurde zum fahrbaren Sitzbänklein und zum praktischen Einkaufswägeli.

Freilich wirken diese ersten Komfortsteigerungen inzwischen bereits wieder wie aus der Steinzeit der Rollator-Technik. In den Werkstätten der Hersteller und an den Design- und Technikhochschulen wird längst am High-Tech-Rollator der Zukunft gearbeitet. Die Hochschule Luzern präsentierte im vergangenen Jahr einen Rollator, der im Design kaum mehr an einen herkömmlichen Rollator erinnert, sondern viel eher einem Mountain Buggy gleicht, jenem Leichtmetall-Kinderwagen, den lebensfrohe junge Mütter heute mit sportlicher Eleganz durch die Städte schieben.

Der Rollator als modisches Accessoire

Genau darum geht es auch bei den Rollatoren der Hightech-Generation: Sie wollen modisches Accessoire werden. Wie die jungen Mütter die Babywagen, so sollen die Alten selbstbewusst ihre elegant-schnittigen Rollatoren durch die Städte schieben. Beim Ideenwettbewerb «Stilsicher unterwegs» der Deutschen Seniorenliga jedenfalls forderte ein Designer: «Das Angebot an formschönen und trotzdem praktischen Modellen muss grösser und bezahlbarer werden. Jeder, der auf einen Rollator angewiesen ist, sollte ein solches Modell benutzen können.» Die künftigen Geräte werden zudem nicht mehr nur einfache mechanische Gehhilfen sein, sondern auch mit modernster Technik ausgerüstete Kommunikationszentren. Die Luzerner Hochschüler jedenfalls haben ihren Prototypen mit einem Tabletcomputer ausgerüstet, der den Benutzern verschiedene Dienste – Navigationshilfen, Applikationen, Notfallsysteme – anbietet, die sie abrufen und nutzen können. Nicht nur in Luzern, auch in anderen Labors wird am Rollator der Zukunft getüftelt. Und der Trend ist überall derselbe: mehr

«Das Angebot an formschönen Modellen muss grösser und bezahlbarer werden.»

Elektronik. Dass künftige Rollatoren mit Navigationssystemen ausgestattet sein werden, davon gehen die Rollator-Entwickler schon ganz selbstverständlich aus. Ebenso werden LED-Licht, das sich bei Dämmerung automatisch einschaltet, oder Alarmsysteme, die bei Stürzen aktiv werden, zum Standard gehören. Bei Siemens geht man noch weiter. In den Walker der Zukunft – Walker heisst der Rollator in den USA – will der Technologieriese eine Kamera einbauen, die das nicht mehr voll leistungsfähige menschliche Auge ersetzt. Die Kamera sieht – der Computer spricht: Sobald die Linse zum Beispiel ein Warnschild entdeckt, meldet sie diese Entdeckung einem kleinen Computer weiter, der dann akustisch warnt: «Achtung, Rutschgefahr.» Ebenso soll die Kamera im Lebensmittelladen die Packungsbeilagen lesen können. Der Computer meldet, wenn die Lebensmittel unverträgliche Ingredienzien enthalten. Bei Siemens kann man sich vorstellen, den Walker zum Beispiel auf Flughäfen kurzfristig zu vermieten – als sicheren Navigationsapparat für Menschen mit Beeinträchtigung.

An diesen hochtechnisierten Rollatoren wird zwar getüftelt. Aber noch sind sie Zukunftsmusik. Ebenso wie eine andere Idee, die beim Wettbewerb «Stilsicher unterwegs» einging: Man könne doch, so ein Vorschlag, in den Rollator einen Chip einbauen, der bei einem Fussgängerübergang Rollator und Lichtsignal verbindet und damit eine längere Grünphase für langsamere Fussgänger ermöglicht. Die Frau, die mit ihrem Rollator auf dem Fussgängerstreifen gegen die Ignoranz der Autofahrer protestierte, dürfte angetan sein von dieser Idee. Sie hätte damit ganz legal ein Mittel in Händen, den Autoverkehr zumindest ein bisschen zu disziplinieren. ●



Gehhilfe Rollator: Innert zwanzig Jahren ist das vierrädrige Fortbewegungsvehikel zur Selbstverständlichkeit im Alltag geworden.

Foto: Hilde Skjølberg/Hebedesign

felixplatterspital

Leidenschaft fürs Leben

Umgang mit Demenzbetroffenen Zertifikatskurs

In diesem Kurs lernen Sie an alltäglichen Pflege- und Therapiesituationen, wie mit Menschen mit Demenz individuell und adäquat zusammengearbeitet werden kann.

Adressaten: dipl. Pflegepersonal, medizinisch-therapeutisches Personal, FaGe, FaBe

Inhalt: Kursinhalte und Lehrgangskonzept sind unter www.felixplatterspital.ch als Download zu finden.

Kursort: Felix Platter-Spital, Basel

Kursbeginn: 19. August 2013

Kosten: CHF 5200.-

Anmeldung: siehe www.felixplatterspital.ch
Auskunft: weiterbildung@fps-basel.ch
oder Tel.: 061 326 47 09

felixplatterspital

Leidenschaft fürs Leben

Umgang mit Demenzbetroffenen für PflegeassistentInnen und Pflegehilfen

Der Kurs „Umgang mit Demenzbetroffenen“ für PflegeassistentInnen und Pflegehilfen vermittelt vertieftes Wissen zur Demenz und öffnet dadurch neue Handlungsspielräume.

Adressaten: Pflegeassistenten/-innen und Pflegehilfen

Inhalt: Kursausschreibung steht unter www.felixplatterspital.ch als Download zur Verfügung.

Kursort: Felix Platter-Spital, Basel

Kursbeginn: 14. Oktober 2013

Kosten: CHF. 1400.-

Anmeldung: siehe www.felixplatterspital.ch
Auskunft: weiterbildung@fps-basel.ch
oder Tel.: 061 326 47 09



Sie erhalten:
Gratis-Beleuchtungs-Schnellcheck
CHF 500.- Rabatt auf Beleuchtungsberatung
CHF 2'500.- für LEDs

Ihr partner für
1to1energy

Aktion: Watt à la carte, LED

BKW®

Profitieren Sie bis 31. Januar 2014 vom Energiesparpaket der BKW. Sichern Sie sich unseren Förderbeitrag und melden Sie sich unter: www.bkw-fmb.ch/led an. Die Teilnehmerzahl ist auf 60 Betriebe beschränkt. Wir freuen uns auf Ihre Anmeldung!

BKW FMB Energie AG, Viktoriaplatz 2, 3000 Bern 25, Telefon 0844 121 120, sales@bkw-fmb.ch

Impressionen vom 6. Deutschen Ambient-Assisted-Living-Kongress 2013 in Berlin

Der Enkel checkt auf seinem Smartphone, ob die Grossmutter schläft

Bald werden Sensoren den Blutdruck der Seniorinnen und Senioren in Heimen messen. Technologische Assistenz soll mehr Zeit für die Kernaufgaben der Pflege schaffen. Und Überwachungssysteme ermöglichen es Angehörigen, auf ihre alten Eltern aufzupassen.

Von Christoph Schmid*

Kalt und bissig fegt der Wind über den weitläufigen, ausgestorbenen Alexanderplatz. Es gibt kaum Leute, die auf der Strasse sind. Und wer wie ich vom Hotel zum Kongresszentrum wechseln muss, zieht die Mütze über beide Ohren und bringt den Weg mit schnellen Schritten hinter sich. Erinnerungen an die kühle, abweisende Atmosphäre in Berlin zur Zeit der DDR werden wach. Im ehemaligen Stadtteil von Ost-Berlin findet im Berlin Congress Center der zweitägige, 6. Deutsche AAL-Kongress statt. Er richtet seinen Fokus für 2013 auf den Aspekt «Lebensqualität im Wandel von Demografie und Technik». Der Kongress in Zahlen: 11 Plenarbeiträge, 22 Workshops mit Inputs aus 76 Projekten, 34 Posters und eine Produkteschau mit 36 Anbietern. Der Kongress ist nach deutscher Gründlichkeit durchorganisiert: alles klappt bestens, die Stehtischverpflegung ist

üppig und zu den schriftlichen Unterlagen gehört eine CD-Rom mit den schriftlichen Beschreibungen aller Projekte! AAL – Ambient Assisted Living – hat sich in breiten Krei-

sen Europas eingebürgert und ist in der Fachwelt bereits zu einem festen Begriff geworden. Auf Deutsch übersetzt tönt AAL komplizierter: «umgebungsunterstütztes Leben» oder «selbstbestimmtes Leben durch innovative Technik». Das AAL-Angebot umfasst Methoden, Konzepte, (elektronische) Systeme, Produkte sowie Dienstleistungen, die das alltägliche Leben älterer und auch benachteiligter Menschen situationsabhängig und unaufdringlich unterstützen. Menschen sollen dadurch möglichst lange in ihrem bisherigen Wohnumfeld leben können – so lautet die dahinterstehende Absicht. Und in den Referaten am Kongress in Berlin wird immer wieder auf die Lebensqualität hingewiesen, die sichergestellt und gefördert werden soll.

Telemedizin, Telemonitoring, Smart Home und Robotik sind Teilbereiche von AAL. Die technischen Angebote betreffen die Lebensbereiche von Wohnen, Arbeiten, Pflege, Mobilität, Bildung und ländlichem Raum. Der Bereich der stationären Langzeitpflege ist noch zu entdecken. Welche Angebote aus der häuslichen Unterstützung können auch hier sinnvoll und nutzbringend eingesetzt werden, zum Beispiel beim betreuten Wohnen? Welche technische Unterstützung könnte für die Arbeiten der stationären Pflege weiterentwickelt und profiliert werden?

Der Kongress enthält eine für mich noch unübersichtliche Vielfalt an Angeboten. Ich wähle anhand des Programms aus und stürze mich in die Flut der Präsentationen und Informationen.

Neidisch über die Grenze blicken

«Die demografische Chance» – so wirbt das deutsche Bundesministerium für Bildung und Forschung in einer Hochglanzbroschüre für das Wissenschaftsjahr 2013. Auf der dafür eingerichteten Website (www.demografische-chance.de) gruppieren drei Hauptfragestellungen die verschiedenen Projekte:

>>



* **Zum Autor:**
Christoph Schmid ist Leiter des Ressorts Gerontologie bei Curaviva Schweiz.

Wir leben länger – was machen wir aus den gewonnenen Jahren? Wir werden weniger – wie bleiben wir innovativ und wettbewerbsfähig? Und: Wir werden vielfältiger – wie können wir dieses Potenzial nutzen? Die am Kongress noch amtierende deutsche Bundesministerin Annette Schavan meinte: «Wir können mit wissenschaftlichen Ergebnissen und Erkenntnissen aus der Forschung Vorurteile wie etwa zum Altern ausräumen und Lösungen zur Gestaltung des künftigen gesellschaftlichen Wandels finden. Wenn wir jetzt die richtigen Rahmenbedingungen schaffen, wird der demografische Wandel zur Chance für Deutschland.»

Das sind ungewohnte Töne. In vielen Diskussionen in der Schweiz bezeichnen wir den demografischen Wandel üblicherweise als (grosse) Herausforderung, falls wir nicht gerade von einer zukünftigen Problemlast sprechen wollen. Der demografische Wandel als Chance! Dieses Programm ist getragen von einem starken Optimismus – wie ihn auch die fröhlichen Gesichter älterer Menschen in der Broschüre ausstrahlen. Dass der gerontotechnologische Markt sich über den Zuwachs neuer Absatzmöglichkeiten freut, ist nicht weiter verwunderlich. Wenn aber das deutsche Bundesministerium sich so äussert, können wir nicht anders, als wieder einmal ein bisschen neidisch über die Grenze zu blicken. Und wir haben zu bedauern, dass bei uns in vielen anstehenden Aufgaben des Gesundheitswesens die Frage der Zuständigkeiten zwischen Bund, Kanton und Gemeinden sehr viel Energie bindet, die wir zur Suche nach innovativen Lösungen dringend bräuchten.

Sensoren in jedem Raum bei der leicht dementen Grossmutter

Beim Schlendern durch die Ausstellung spricht mich ein jüngerer Mann an. Er trägt einen schwarzen Anzug und Krawatte – auffällig sind eigentlich nur seine längeren Haare, die er zu einem schicken Rossschwanz zusammengebunden hat. Er ist Doktorand an einer Universität und hat ein eigenes «Überwachungssystem» für seine Grossmutter entwickelt: Sie wohnt alleine in einem Vorort von Düsseldorf und ist leicht dement. In jeden Raum ihrer Wohnung hat er einen Sensor eingebaut. Auch der elektronische Teekoher verfügt über einen eingebauten, entsprechenden Sender von Signalen. Diese Sensoren übermitteln ihm regelmässige Daten. Sie melden ihm, in welchem Raum sich die Grossmutter gerade befindet und ob sie sich regelmässig ihren geliebten Tee kocht. Stolz zeigt er mir sein Smartphone. Auf der entsprechenden Seite stehen protokollartig Sätze wie «Grossmutter schläft» oder «Grossmutter kocht Tee» oder «Grossmutter ist auf der Toilette» mit genauer Zeitangabe. Der junge Mann ist sehr stolz auf seine Errungenschaft: «Auf diese Weise bin ich der persönliche Betreuer meiner Grossmutter; wenn etwas nicht normal läuft, rufe ich sie an. So kann sie weiterhin in ihrer Wohnung leben.» Sieht so die Zukunft einer mobilen Gesellschaft aus, in der die Generationen auf der ganzen Welt zerstreut leben und dank technologischer Unterstützung die Verantwortung für ihre Familienmitglieder wahrnehmen können?

Welche technische Unterstützung kann für die stationäre Langzeitpflege entwickelt werden?

Sind Sie demografiefest?

Ich höre den Begriff «Demografie-Festigkeit» im Vortrag von Jutta Rump von der Hochschule Ludwigshafen zum ersten Mal. Sie bezieht sich auf den demografischen Wandel. Er bringt es mit sich, dass die Anzahl der älteren Arbeitnehmer stark wächst, während die Anzahl der jüngeren Mitarbeiter knapp wird. Ältere Arbeitnehmer werden also in Zukunft vermehrt gebraucht, und das Rentenalter wird – sobald es politisch möglich ist – erhöht werden. Diese Entwicklung erfordert demografiefeste Frauen und Männer. Gemeint sind Menschen, die sich mit ihrer Arbeit identifizieren können und dafür motiviert sind, die über eine gute Gesundheit verfügen und dank ständiger Weiterbildung kompetent genug sind, um die anfallenden Aufgaben zu lösen. Die Referentin verlangt aber auch von den Betrieben Demografiefestigkeit. Betriebe sollen die Altersstruktur ihrer Mitarbeitenden regelmässig analysieren und daraus Massnahmen ableiten, den Abfluss von Kompetenz durch Pensionierung in den Blick nehmen und einen Beitrag dazu leisten, dass Beruf und übrige Lebenswelt besser vereinbar sind. Auch hier: Das Bewusstsein des demografischen Wandels löst innovative Ideen aus!

Sensoren in der Matratze messen Blutdruck und Blutzucker

Vitaldaten-Monitoring wird zu einem zentralen Prinzip der Gesundheitsüberwachung älterer Menschen und von Personen mit akut kardiologischen und chronischen Krankheiten, wie ein Projekt der Fachhochschule Oberösterreich vorstellt. Gemessen werden regelmässig Blutdruck, Blutzucker, Körpergewicht und körperliche Aktivitäten. Dazu braucht es die entsprechenden Geräte. In andern Projekten werden diese Vitaldaten über Sensoren in der Matratze erhoben; es sind bereits technische Weiterentwicklungen. Die registrierten Daten werden an ein medizinisches Zentrum geleitet. Falls sich das Gesundheitsbild verschlechtert, nimmt eine Fachperson Kontakt mit dem Patienten auf. Dieses System wurde in Oberösterreich auch bei Bewohnern getestet, die in der Wohnform von Betreutem Wohnen leben. Als wichtig hat sich erwiesen, dass das Vitaldatenmonitoring auf keinen Fall den persönlichen Kontakt mit Hausärzten und mit dem Pflegefachpersonal ersetzt. «Unterstützen statt ersetzen» lautet das Motto. Auf diese Weise könnte das regelmässige Messen und Dokumentieren der Vitaldaten auch die stationäre Langzeitpflege erleichtern. Voraussetzung dafür ist natürlich ein elektronisch basiertes System der Pflegeplanung. Die durch die elektronisch übermittelten Daten eingesparte Zeit könnte für die Kernaufgaben der Pflege eingesetzt werden. Oder findet dieses «Caring» eventuell gerade (auch) im persönlichen Erheben dieser Vitaldaten statt, frage ich mich?

Monitoring der Vitaldaten wird zum Prinzip der Gesundheitsüberwachung älterer Menschen.

Lautlos rollt der Serviceroboter über die Fliesen

Eine grosse Anziehungskraft in der Ausstellung übt der Haushaltsassistent Care-O-bot 3 des Fraunhofer-Instituts für Produktionstechnik und Automatisierung (IPA) aus. Fast lautlos

rollt der Serviceroboter über die Fliesen. Ferngesteuert bringt er der gehbehinderten Person Getränke, die Zeitung und Medikamente zum Sessel. Aber auch weitere Assistenzfunktionen sind in Zukunft bei der Bewältigung des Alltags denkbar: automatische oder teilautomatische Haushaltstätigkeiten wie Putzen, Wäsche oder Geschirr versorgen, Mahlzeiten zubereiten, Hilfe bei der Informationsbeschaffung. «Mit der Servicerobotik können hilfsbedürftige Personen ihre Selbstständigkeit steigern und Abhängigkeiten von Dritten verringern respektive vermeiden», versprechen die Exponenten der Assistenzrobotik. Meine kritische Rückfrage: Ist die Abhängigkeit von Robotern einfacher zu ertragen als diejenige von Menschen? Oder in Anlehnung an die bekannten gerontologischen Modelle gefragt: Besteht bei einem «unkontrollierten» Einsatz von Servicerobo-

tik nicht die Gefahr, dem «Defizitmodell» Vorschub zu leisten, anstatt auf die Karte «Training» und «Aktivierung» zu setzen? Nicht nur älteren Menschen, auch pflegenden Personen bietet die Servicerobotik Unterstützung an; sie soll Pflegefachkräfte in ihrer körperlich anstrengenden und zeitaufwendigen Arbeit entlasten: Roboting zur Bereitstellung und für den Transport unterschiedlicher Güter und Kraftunterstützung beim Bewegen von Personen.

Der Prospekt des Fraunhofer-Instituts hält selbstkritisch fest, dass zurzeit Servicerobotik in vielen Kreisen «ambivalent» bewertet wird. Daraus ergibt sich als Aufgabe, Technik «bedarfsgerecht» einzusetzen. Was «bedarfsgerecht» ist und was nicht, hat auch die stationäre Langzeitpflege im Einzelnen noch zu bestimmen.

>>



Verlangt von Arbeitnehmerinnen, Arbeitnehmern und Betrieben „Demografie-Festigkeit“: Jutta Rump von der Hochschule Ludwigshafen bei ihrem Vortrag am Ambient-Assisted-Living-Kongress in Berlin.

Foto: VDE e.V.

Smart Homes senken die Gesundheitskosten

Das Prinzip «Smart Home» wird für das Wohnen von älteren Menschen einen grossen Durchbruch erleben. Davon ist Axel Viehweger vom Verband Sächsischer Wohnungsgenossenschaften überzeugt. Und seine Wohngenossenschaft investiert entsprechend kräftig in dieses Angebot. Die Leute wünschen in erster Linie Sicherheit. Wer sein smartes Haus oder seine smarte Wohnung verlässt, meldet sich ganz einfach am Tablet-PC ab. Dieser sorgt auch dafür, dass offene Fenster geschlossen, Hausgeräte abgeschaltet und das Alarmsystem in Betrieb gesetzt wird. Dank intelligenter Gebäudetechnik lässt sich aber vor allem viel Energie sparen. Eingebaut sind in allen Räumen Sensoren, die alle möglichen Gebäudefunktionen auslösen können. Zum Beispiel zeigt das Nachtlicht dem Bewohner automatisch den Weg zur Toilette, sobald er das Bett verlässt. Sensoren melden auch, wenn die Bewohnerin stürzt und liegen bleibt. Vom regionalen Gesundheitszentrum nimmt dann eine Pflegeperson über Funk Kontakt auf, um abzuklären, ob die gestürzte Person Hilfe benötigt. Intelligente Wohnungen kosten zurzeit noch einiges mehr. Aber mit der steigenden Nachfrage sollen die Kosten bald sinken. Zudem gibt es Bestrebungen, dass die deutschen Krankenkassen einen Teil der Betriebskosten übernehmen. Mit gu-

tem Grund: Gewisse Anwendungen in Smart Homes helfen, potenzielle Gesundheitskosten zu vermindern.

Navigationsassistenten im öffentlichen Raum

Und die Nutzerinnen und Nutzer? Wer denkt an sie? Immer mehr Ambient-Assisted-Living-Projekte beziehen sie von Anfang an mit ein. So zum Beispiel das Mobilitätssystem «inDAgo», eine Navigationsassistenten für ältere Menschen im öffentlichen Nahverkehr in Darmstadt: Senioren bewegen sich dank persönlichem, mobilem Assistenten – erhältlich als eigenständiges Gerät oder als Smartphone-Applikation – gezielt und sicher im öffentlichen Raum und erhalten dazu alle notwendigen Informationen. Auch ein Hilfefknopf ist eingebaut. Er sendet einen Ruf an ein Netzwerk von lokalen Helfern und zeigt den Standort der Anwender an.

Befragungen im Rahmen des inDAgo-Projekts zeigten, dass es eine Weile dauert, bis die Senioren Vertrauen fassen in das technische Gerät. Als hilfreich erwies sich, dass hinter dem Assistenzsystem Menschen stehen, die im Bedarfsfall erreichbar sind und helfen können. Ein verwandtes Produkt zur Unterstützung der Mobilität ist der Rollator mit eingebautem GPS – ein Angebot, dessen Potenzial es noch auszuloten gilt, nicht zuletzt für Menschen mit Demenz. ●

Hilfreich ist, wenn hinter Assistenzsystemen Menschen stehen, die erreichbar sind.

Anzeige



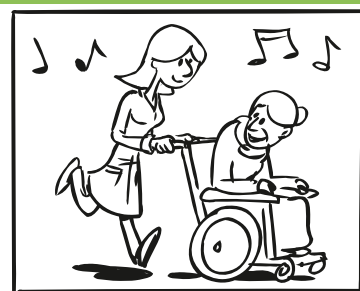
Die führende mobile Pflegedoku für Spitex und Heim



Doku Überflutung ?



Dank careCoach ...



... Zeit für's Wesentliche !



- 80% weniger Dokumentationsaufwand durch unsere brandneue Abweichungs-Methode
- Browser-Lösung für einen flexiblen Einsatz auf PCs, Tablets, Laptops, PDAs
- topaktuelle Pflegekataloge (BESA LK 10, RAI, Spitex, ATL, AEDL, NANDA, etc.)
- Planung, Pflegedoku, Leistungsabrechnung, Verbrauchsmaterial-Abrechnung uvm.
- Beratung und Prozessoptimierung durch kompetentes Fachpersonal

Tel 044 360 44 24

topCare Management AG
Stampfenbachstrasse 68, 8006 Zürich

www.carecoach.ch

Von der Lebenskunst im Umgang mit der Zeit

«Viele bunte Stunden lassen uns die schwarzen Stunden besser überstehen»

Das Verständnis von Zeit, das in Städten vorherrscht, beschränkt sich weitgehend auf das Vergehen. Demgegenüber macht uns unser Autor eine zyklische Auffassung von Zeit schmackhaft, wie sie auf dem Land waltet. Es sei eine Bereicherung.

Von Wilhelm Schmid*

Könnten Sie mir bitte sagen, wie viel Uhr es ist? Ach, Sie meinen, ich könnte mir vielleicht mal selbst eine Uhr besorgen? Ja, das stimmt, aber dazu müsste ich erst sicher wissen, wie viel Uhr es ist, um zu entscheiden, ob sich das überhaupt lohnt. Denn was ist, wenn die Uhr die falsche Zeit anzeigt? Woher können wir wissen, was die richtige Zeit ist? Die Zeit auf der Uhr besteht aus Masseinheiten und rotierenden Zeigern. Soll das wirklich «die Zeit» sein? Für Menschen anderer Kulturen gelten ganz andere Zeiten. Und stellen wir uns vor, Besucher von Sirius kämen auf der Erde an: Würde ihnen unsere Zeitmessung, die doch von der Dauer einer Erdumdrehung abgeleitet ist, irgendetwas sagen?

Die Zeit auf der Uhr besteht aus Zeigern und Masseinheiten. Soll das wirklich «die Zeit» sein?

Verrückt: Kein Mensch weiss, was Zeit ist

Was ist Zeit? «Wenn mich niemand danach fragt, weiss ich es», meinte schon Augustinus im 11. Buch seiner Bekenntnisse. Aber «wenn ich es jemandem auf seine Frage hin erklären will, weiss ich es nicht». Das Verrückte ist: Kein Mensch weiss wirklich, was Zeit ist. Man könnte mit guten Gründen bestreiten, dass es sie überhaupt gibt. Natürlich, das hilft uns nicht weiter, wir müssen dennoch mit der Zeit zurechtkommen, die es nicht gibt. Für die Lebensführung genügt der simple Befund, dass in allen Wesen, Dingen und Verhältnissen offenkundig Prozesse wirksam sind, die bewirken, dass ein gegenwärtiger Zustand, der mit grosser Selbstverständlichkeit die Wirklichkeit für sich allein beansprucht, vergeht, und, wenn vergangen, nicht wiederherstellbar ist. Wahrnehmbar ist der Prozess nur als vergangener. Wahrnehmbar nur durch den Vergleich dessen, was ist, mit dem, was vergangen ist. Nehmen wir an, das sei Zeit. Dann haben wir gute Gründe, an der bestehenden Zeitordnung festzuhalten, beispielsweise, um Verabredungen einhalten zu können, die sonst schon Vergangenheit sind, bevor wir uns umsehen. Aber wir könnten zusätzlich auch ein etwas loses, optionales Verhältnis zur Zeit unterhalten. Auf diese Weise könnten wir über die in unserer Kultur bestehende Auffassung von einer vergehenden Zeit hinauskommen zu einer anderen, einer zyklischen Zeit. Zumindest könnten wir in unser eigenes Leben Inseln einer solchen Zeitauffassung eingliedern. Denn es gibt diese verschiedenen Zeitkulturen.

Beharrung vermittelt den Menschen Geborgenheit

Die zyklische Zeit wird gepflegt in einer Zeitkultur, die wir, etwas paradox, Kultur des Raums nennen wollen, erfahrbar überall «auf dem Land», weniger in der Stadt. Sie ist gekenn-

* **Zum Autor:** Wilhelm Schmid, geboren 1953 in Billenhausen (Bayerisch-Schwaben), lebt als freier Philosoph in Berlin und lehrt an der Universität Erfurt Philosophie. Der hier leicht gekürzt wiedergegebene Vortrag hielt Schmid Mitte Februar am Fachkongress Alter von Curaviva.

Weitere Informationen:
www.lebenskunstphilosophie.de

>>

zeichnet von der Beharrungskraft der Menschen und Dinge an ihren jeweiligen Orten. Die ruhige, statische Beharrung vermittelt den Menschen Geborgenheit, Sicherheit und Berechenbarkeit, weil alles immer schon so war, wie es ist und nie anders sein wird. Die Zeit im modernen Sinn, folglich die Veränderung, spielt keine grosse Rolle, wichtiger sind Zyklen, Kreisläufe, etwa der Tages- und Jahreszeiten. Man neigt auch zu einer zyklischen Sichtweise der Geschichte, in jedem Fall aber zu einem zyklischen Verständnis des Lebens, auch des eigenen Lebens, zwischen Entstehen, Vergehen und Wiederkehr. Die Kultur des Raums ist von gewachsenen, festen Beziehungen und funktionierenden Gemeinschaften gekennzeichnet, in die die Individuen fest eingebunden sind und die sie halten von der Wiege bis zur Bahre. Eine gewisse Rolle kann die Pflege des Brauchtums spielen, dessen also, was nur hier und sonst nirgends so gebraucht und gehandhabt wird, tief verankert an diesem Ort, in diesem Raum, nur unmerklich der Veränderung in der Zeit ausgesetzt. Gewohnheiten bilden sich sehr stark aus in einer solchen Kultur und werden geradezu zum Selbstzweck; sie vermitteln Wohnlichkeit und Heimeligkeit und sorgen für eine nur zögerliche Mobilität. Die Fähigkeit zur Beharrung wird als eine Konzentration der Kräfte verstanden; in der Kontinuität, die sie ermöglicht, liegt das Leben.

Gewohnheiten vermitteln Heimeligkeit

Die Moderne hingegen ist eine Kultur der Zeit, in der es anstelle von Beharrung um ständige Veränderung geht, und die Veränderung findet im Geschichtsverständnis eines stetigen Fortschritts zum Besseren ihren Sinn. Es ist eine dynamische Kultur, in der nichts und niemand am angestammten Ort bleibt. Sie flirrt geradezu von fluktuierenden Beziehungen, die die Freiheit der Einzelnen in lose zusammengefügte Gesellschaften bis zum Exzess steigern, aber auch ihre grenzenlose Einsamkeit und Verlorenheit hervortreiben. Während Geduld eine der wichtigsten Eigenschaften in einer Kultur des Raums ist, begegnet man in der Kultur der Zeit einer grossen Ungeduld. Der Unaufgeregtheit in Kulturen des Raums steht die übergrosse Aufgeregtheit in Kulturen der Zeit gegenüber, in denen es immer um «etwas Neues» geht. In Kulturen der Zeit ist man daran gewöhnt, Gewohnheiten immer aufs Neue auf ihren Sinn hin zu befragen und gegebenenfalls neu einzurichten, wenn etwas dann besser funktioniert: Der Wert des Funktionierens steht höher als der Wert der Gewohnheit. Über allem aber steht die Mobilität als Selbstzweck, kenntlich an Parolen wie «Mobilität ist Leben». Diskontinuität erscheint als das wahre Leben, alle Kontinuität wird vernichtet. In einer derartigen Kultur der Zeit ist mit dem Tod das Leben definitiv zu Ende.

Die Seinsweise der Zeit ist unfassbar

Aus dem modernen Verständnis von Zeit können wir nicht beliebig herauspringen, aber wir können uns um einen bewussten Gebrauch der Zeit bemühen. Dazu gehört, nicht nur dem Diktat der herrschenden Auffassung von Zeit zu folgen, son-

dern sich die Zeit so anzueignen, wie es dem eigenen Leben besser entspricht. Die enorme Schwierigkeit eines eigenen Gebrauchs besteht freilich darin, dass die Seinsweise der Zeit immateriell, unkörperlich, unsichtbar und unfassbar ist.

In der jeweiligen Gegenwart ist der Anfang zu machen, um dem Leben eine Wendung zu geben und mit der Realisierung von Möglichkeiten zu beginnen. Die Gegenwart allein ist die Zeit der Veränderung, sie ist jedoch auch der grosse Engpass der

Zeit, denn die Möglichkeiten müssen durch dieses Nadelöhr der Zeit hindurch, um Wirklichkeit werden zu können. So reich die Möglichkeiten sein mögen, die zur Realisierung hin drängen, so arm an Gelegenheiten hierfür ist die jeweilige Gegenwart. Welche Möglichkeit in der Gegenwart realisiert wird, ist noch dazu oft eine Frage des Zufalls, der momentanen Machtverhältnisse, der Intrigen und der

Ironie, des Drängens, Schiebens und Ziehens – kein sehr erhebender Anblick. Während sich auf der einen Seite die Möglichkeiten stauen, die das Leben noch hat, solange die Schere der Zeit sie nicht entscheidend dezimiert, häuft sich auf der anderen Seite die abgelebte Wirklichkeit, die zur Vergangenheit wird. Ein Sinnbild für dieses Geschehen ist die Sanduhr: Da die Möglichkeiten, wie Sandkörner, nicht nebeneinander und nicht zugleich zum Zuge kommen können, bleibt nur das Prinzip des Nacheinander. Soll dieses Prinzip bewusst genutzt werden, sind die Möglichkeiten in eine Reihenfolge zu bringen, um nacheinander durch den Engpass der Gegenwart zu rieseln. Selbst widersprüchliche Möglichkeiten können lebbar gemacht werden durch ihr Nacheinander in der Zeit. Der Versuch aber, zu viele Möglichkeiten auf einmal zu realisieren, produziert

das Phänomen «Stress». Das ist der Alltag des vielbeschäftigten modernen Menschen: Er versteht sich nicht aufs Leben, weil er sich nicht auf den bewussten Gebrauch der Zeit versteht. Der Kluge dagegen wählt unter den Möglichkeiten wenige aus und setzt diejenigen, die in der Gegenwart keinen Platz finden, «auf die Zeitschiene», auf der sie der künftigen Realisierung von selbst entgegengleiten, indem er täglich eine Kleinigkeit dafür tut: Das summiert sich.

Eine beständige Kraftquelle: Der Sinn aus Zielen und Zwecken

Stress, vom lateinischen *distringere* und englischen *distress* für Beanspruchung, Anspannung, Enge, Druck, kommt aus diversen Gründen zustande:

- Die Anforderungen sind zu hoch und die anstehenden Arbeiten werden nicht gut gekonnt. Aber ein Können lässt sich erwerben und verbessern durch Austausch von Erfahrungen mit anderen, durch Aus- und Weiterbildung, durch Seminare und Lektüre von Fachbüchern.
- Das, worum es geht, wird nicht alleine gekonnt, also ist es sinnvoll, anderen die Situation zu schildern, gemeinsam mit ihnen nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen und Hilfsangebote anzunehmen. Ansonsten droht die Gefahr, in der Überforderung unterzugehen.
- Zu wenig Zeit steht zur Verfügung, ständig ist zu viel auf einmal zu tun. Aber vielleicht lassen sich die Dinge in eine

**Grenzenlos:
Die Freiheit des
Einzelnen, aber auch
seine Einsamkeit und
Verlorenheit.**

**Der bewusste
Gebrauch der Zeit
erfordert nicht
unbedingt einen
Terminkalender.**



«Mit Geduld lässt sich ertragen, dass nicht alles hier und jetzt zu realisieren ist»: Der Philosoph Wilhelm Schmid bei seinem Vortrag am Fachkongress Alter 2013.

Foto: Iris Krebs

zeitliche Abfolge bringen, um sie nacheinander zu tun, das Unaufschiebbare zuerst. Ist zu viel Zeit für vergessene und verlegte Dinge aufzuwenden, hilft eine bessere Organisation.

- Zu wenig Raum steht zur Verfügung, aber vielleicht lässt sich die räumliche Aufteilung ändern, damit die Nähe nicht zum Zwang wird und die Wege sich nicht ständig überkreuzen.
- Zu wenig Kraft steht zur Verfügung, aber dafür gilt: Wo auch immer die Kräfte verausgabt werden – auf keinen Fall sollte ihre Regeneration vernachlässigt werden. Eine nie versiegende Kraftquelle ist das Schöne im Sinnlichen, in Gefühlen, Gedanken und Begegnungen; daher die Frage an sich selbst: Was ist für mich schön? Und eine beständige Kraftquelle ist der Sinn, der aus Zielen und Zwecken resultiert; daher die eigene Klärung: Wofür mache ich das?

Unverzichtbar ist nur eins: zu leben

Haben Sie schon einen Plan, was Sie morgen, nächste Woche, nächstes Jahr machen wollen? Mit dem bewussten Gebrauch der Zeit ist nicht zwangsläufig der Besitz eines Terminkalenders gemeint. Durchaus kann es darum gehen, «in den Tag hinein zu leben», womöglich aber die Erfahrung zu machen, dass unerledigte Aufgaben sich stapeln. So kommt es zur ergänzenden Option einer ungefähren Einteilung des Tages, der Wochen, des Jahres, um dem ewigen Irgendwann auch mal ein Datum zu geben. Ein Kalender kann dabei hilfreich sein: Eine zeitliche Erstreckung in räumlicher Gestalt vor sich zu sehen, erleichtert die zeitliche Verteilung des Tuns im Hinblick auf ein Ziel, auch wenn es fern liegt. Die Chronologie der Arbeit erlaubt eine Dosierung der Kraft und ermöglicht die Gelassenheit des allmählichen Vorgehens Schritt für Schritt. Sie bezieht die goldenen Stunden mit ein, in denen eine Arbeit wie von selbst von

der Hand geht, die zu anderer Zeit nur mühsam und schleppend zu leisten ist. Wenn aber doch einmal zu viel zugleich zu erledigen ist? Dann bleibt nur, rigide auszuwählen und bereitwillig zu verzichten, denn unverzichtbar ist nur eins: zu leben. Das ist der Ankerpunkt der stoischen Haltung im Rumor der Anforderungen. Das Selbst entzieht sich der Versuchung, zu vieles zugleich zu realisieren; es gewinnt Zeit, da es zu wählen versteht und bereit ist, auf Möglichkeiten zu verzichten, sie sogar zu verschenken: Nicht alle Angebote müssen wahrgenommen, nicht alle Möglichkeiten realisiert werden.

Es ist nicht schlimm, ab und zu einfach nur zufrieden zu sein

Jede und jeder kann die goldenen Stunden mit ein wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst in Erfahrung bringen, um die gewonnene Zeit dann beispielsweise beim Zusammensein mit anderen, bei all dem, was schön ist, zu verschleudern, beim Ausgehen miteinander, bei der Entführung des anderen (dessen Einverständnis vorausgesetzt) an einen Überraschungsort, und bei vielen gemeinsam genossenen bunten Stunden. Zweifellos dominieren quantitativ die grauen Stunden den Alltag, die eher farblosen Zeiten, die bei den vielen unspektakulären Verrichtungen einfach dahinschwinden, ohne so recht bemerkt zu werden. Aber kräftige Kontraste im Gemälde der Zeiten setzen rosarote Stunden elektrisierender erotischer Begegnungen, rote Stunden starker Gefühle, blaue Stunden intensiver Gespräche, purpurne Stunden der völligen Selbstvergessenheit. Zu ergänzen wären sie durch möglichst viele lindgrüne Stunden der einfachen Zufriedenheit, denn es ist nicht schlimm, auch mal nur zufrieden zu sein: Es mag schrecklich bieder sein, aber es ist ganz sicher nicht für ewig. Mit dieser bunten Farbpalette gelingt es am ehesten, hoffentlich seltene gelbe Stunden, etwa

>>

der Eifersucht, besser zu überstehen, die jedenfalls in der Liebe unumgänglich zu sein scheinen, mit und ohne Grund. Und die hoffentlich ebenso seltenen schwarzen Stunden aller Art zu bewältigen, die die Farbenlehre des Lebens erst komplettieren.

Die erfüllte Zeit kann in Wahrheit die leere Zeit sein

Bewusster Gebrauch der Zeit, heisst das nicht, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden? Ja, aber das Wesentliche liegt allzu häufig im Unwesentlichen. Dem Unwesentlichen zeitweilig den Vorzug zu geben, verhilft zur Musse, über das Wesentliche nachzudenken, und macht Mut, sich an seiner Verwirklichung zu versuchen. Gerade dann, wenn nun «wirklich keine Zeit dafür da ist», empfiehlt es sich, erst einmal gar nichts zu tun: In diesem Freiraum sortieren sich die Prioritäten von selbst und ein Vorgehen lässt sich gedanklich vorbereiten, um nicht zu viel Zeit im blinden Drauflosarbeiten zu verlieren. Bewusster Gebrauch der Zeit heisst vor allem, über Optionen im Umgang mit der Zeit zu verfügen und sie leben zu können: Beschleunigte und verlangsamte Zeit, lineare und zyklische Zeit, Zeit der Anstrengung und der Musse, verdichtete und durchlässige Zeit, bestimmte und unbestimmte Zeit, erfüllte und leere Zeit, wobei die erfüllte in Wahrheit die leere sein kann, die vordergründig leere wiederum die erfüllte. Die Zeit bewusst zu gebrauchen, meint nicht zwangsläufig, die zur Verfügung stehende Zeit auszufüllen, sondern kann bedeuten, Räume der Leere zu schaffen oder sie, wenn sie sich von selbst ergeben, hinzunehmen und zu akzeptieren, um in ihnen eine neue Fülle zu finden. Die leere Zeit hat den Vorteil, frei von Ziel und Zweck zu sein; so kann sie damit angefüllt werden, nichts zu tun, zu flanieren und zu plaudern, in den Tag hineinzuträumen, sich der Sinnlichkeit hinzugeben. Es ist die leere Zeit, in der neue Gedanken gedacht und alte Erfahrungen verarbeitet, andere Gedanken aufgenommen und neue Erfahrungen gemacht werden; es ist die Zeit des Individuums, in der es sich selbst wiederfinden und neu formieren kann. Die leere Zeit erlaubt, auf Distanz zum Gedränge der Gegenwart zu gehen, es gleichsam von aussen zu sehen und die Dimension des Künftigen wieder in den Blick zu bekommen. Sich mit der leeren Zeit anzufreunden, ermöglicht, wieder Geduld zu haben und warten zu können, da die Leere kein Schreckgespenst mehr ist. Mit Geduld lässt sich ertragen, dass nicht alles hier und jetzt sogleich zu realisieren ist; der richtige Zeitpunkt, kairos im Griechischen, kann abgewartet werden, der eine Realisierung unter günstigeren Bedingungen erlaubt, wenn sich die Dinge von selbst fügen. Es muss sich nicht um ein passives Abwarten handeln, die leere Zeit kann damit angefüllt sein, eine günstige Konstellation zu präparieren; jedenfalls aber geht es für den Einzelnen darum, sich offenzuhalten für das, was kommt.

In den Tag hineinleben, um sich der Gewalt der fortschreitenden Zeit zu entziehen.

Zeit mit Absicht dahingehen lassen

Eine veränderte Zeitauffassung macht es möglich, ein Gespür für die eigene Zeit zu entwickeln und einen widersprüchlichen Gebrauch der Zeit vorsätzlich und bewusst zu leben: geizig mit den Viertelstunden umzugehen, um sie bei anderer Gelegenheit zu verschenken und zu verschwenden. Mit der zur Verfü-

gung stehenden Zeit einerseits sparsam zu haushalten, sie gut zu nutzen, sie nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, schon um äusseren Notwendigkeiten nachzukommen, aber auch um eigene Vorstellungen zu realisieren und nicht eines Tages auf die Suche nach der verlorenen Zeit gehen zu müssen. Andererseits aber Zeit mit Absicht dahingehen zu lassen und mit sinnlosen Beschäftigungen zu vertreiben, sie zu verschleudern und zum Fenster hinauszuerwerfen, in blauen Stunden die Kunst des Müssiggangs zu pflegen und, wie in alten Kulturen des Raums, in den Tag hineinzuleben – nur um sich der Gewalt der rücksichtslos fortschreitenden Zeit wenigstens zeitweilig zu entziehen. Ein Wechselspiel zwischen den Zeiten ist so in Gang zu setzen, für das es charakteristisch ist, sich nicht mehr ständig zu martern mit den Fragen des modernen, rationalen Zeitkalküls der Art: Habe ich meine Zeit optimal genutzt? Womit habe ich sinnlos Minuten und Sekunden verloren? Das Zeitkalkül des bewussten Gebrauchs der Zeit kennt diese Fragen auch im umgekehrten Sinn: Wo habe ich meine Zeit mit Genuss vergeudet? Wo habe ich sie ohne Bedauern verschleudert?

Je knapper die Zeit, desto bedeutsamer, Zeit zu schenken

So gelangen wir endlich wieder in den Besitz von Zeit und «haben Zeit» für uns, für andere und anderes. Dass die Zeit für moderne Menschen immer knapper wird, muss kein Nachteil sein, sondern eröffnet neue Möglichkeiten für Geschenke. Je knapper die Zeit, desto bedeutsamer die Geste, Zeit zu schenken und geschenkt zu bekommen. Zeit zu haben, für sich selbst, für einen anderen Menschen oder eine Sache, wird zu einer neuen Form von Aufmerksamkeit, die sich wählerisch dosieren lässt, orientiert am Massstab des Schönen, Bejahenswerten, wie es von uns empfunden wird. Zeit zu haben heisst, die ganze Aufmerksamkeit in einem Gespräch einem anderen Menschen, in einer Nachdenklichkeit einer Sache zuzuwenden, oft verbunden damit, aus der in der Zeit gelebten Form der Existenz her auszutreten, sich jedenfalls so zu fühlen. Diese besondere Art und Weise, mit Anderen, mit Dingen und sich selbst umzugehen, ist von Hinwendung und Achtsamkeit, nicht von Gleichgültigkeit geprägt. Diese Haltung erleichtert die Heraufkunft jener purpurnen Stunden, wie Oscar Wilde sie einmal nannte, in denen wir die Zeit vollkommen vergessen und um derentwillen allein es sich schon zu leben lohnt. Alle Kunst im Umgang mit der Zeit zielt darauf, diese Augenblicke der Erfüllung vorzubereiten und im entscheidenden Moment frei zu sein dafür – ohne die Möglichkeit dazu jedem einzelnen Tag abverlangen zu können. Und was für ein Tag ist heute? Nehmen wir ihn so, wie er ist, es kommt auch wieder ein anderer. ●

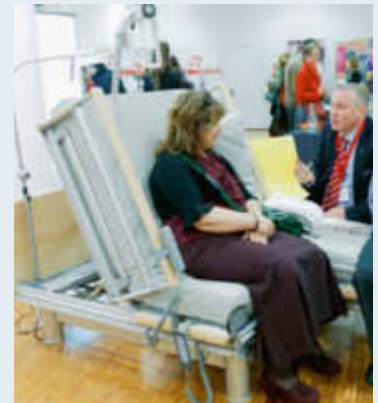
Buchtipps: Im März 2013 erscheint von Wilhelm Schmid im Suhrkamp Verlag, Berlin, der Titel «Dem Leben Sinn geben».

Andere Titel dieses Autors: «Unglücklich sein – Eine Ermutigung», Insel Verlag, Berlin 2012. «Liebe – Warum sie so schwierig ist und wie sie dennoch gelingt», Insel Verlag, Berlin 2011.

Der 5. Fachkongress Alter von Curaviva

Hochkarätige Referenten, gute ...

«Eine Branche im Wandel» war das Thema des 5. Fachkongresses Alter, zu dem Curaviva Schweiz am 14. und 15. Februar 2013 einlud. Dieses Jahr fand die Tagung in Lausanne, im Congrès Beaulieu, statt. Während der beiden Tage sprachen mehr als 50 Referentinnen und Referenten zu den Themen Hochaltrigkeit, Demenz und Personalmanagement. Über 1000 Gäste waren nach Lausanne gereist, hörten den Vorträgen zu und nahmen an den Workshops teil. Neben Austausch von Fachwissen kamen am Fachkongress Alter das Networking und das Socializing nicht zu kurz.



Lehrreiche Vorträge, diskussionsfreudige Zuhörer: Der Solarforscher und Ballonfahrer Bertrand Piccard will mit Pioniergeist die Zukunft erfinden. Und Bundesrat Alain Berset zeigte auf, welche Herausforderungen auf die Alterspflege zukommen. Fotos: Iris Krebs

>>

5. Fachkongress

... Unterhaltung, gutgelaunte Gäste



Neben dem fachlichen Austausch kam die Musse nicht zur kurz: Die A-cappella-Band «a-live» sorgte für gute Stimmung, ein Apéro riche für gute Laune. Die Curaviva-Veranstalter, Fachbereich Alter, Markus Leser und Eveline Hirsbrunner, sind zufrieden.

Hoffnungen und Ängste im Zusammenhang mit der nationalen Strategie eHealth

Wird die Pflege transparenter – oder einfach der Aufwand grösser?

Von der Wiege bis zur Bahre legt der Mensch seine digitale Datenspur. Sämtliche medizinischen Leistungen entlang des Behandlungspfads sollen künftig elektronisch dokumentiert werden – zum Wohl der Patientinnen und Patienten. Noch stösst die Strategie eHealth aber auf grosse Widerstände.

Von Daniel Vonlanthen

Über 200 Heime und Institutionen der Langzeitpflege sowie Suchtkliniken in der Schweiz arbeiten heute bereits mit der elektronischen Pflegedokumentation Easy Dok. Bei rund 30 Institutionen ist die Software derzeit kurz vor oder in der Einführung. So auch beim Alterszentrum Willisau Heime Breiten/Zopfmat. Simone Kopp, Leiterin Pflege und Betreuung, nennt den Grund, weshalb sich das öffentliche Pflegeheim erst relativ spät für die Einführung entschlossen hat: «Sie war erst nach einem personellen Wechsel in der Heimleitung möglich.» Kopp selbst sieht wesentliche Vorteile beim elektronischen System: «Um die klassischen Arbeitsschritte zu dokumentieren, genügt ein Mausklick. Bislang mussten wir alle Schritte handschriftlich quittieren. Und Handschriften lesen, das ist nicht immer einfach.»

Angst vor Computer und Bürokratie

Bis zur definitiven Einführung muss das Alterszentrum Hemmschwellen überwinden. Kopp nennt das grösste Problem beim Namen: die Angst vor Computer und Bürokratie. Beim Hilfspersonal – also bei der Mehrheit der 70 Mitarbeitenden – seien Abneigung und Vorurteile besonders gross. Allgemein müsse bei den Pflegeberufen aber ein Umdenken stattfinden: «Nebst der praktischen Arbeit am Bett, die zwar immer an erster Stelle steht,

wird das Administrative an Bedeutung zunehmen.» In anderen Berufen habe man sich längst an den Computer gewöhnt; diesbezüglich hänge die Pflege hinten nach. Für die Personalschulung rechnet die Pflegedienstleiterin zwei Tage ein. Das ist kein riesiger Aufwand – aber ein erheblicher Kostenfaktor.

Trotz flächendeckender Verbreitung des Mobiltelefons sitzt bei einigen Leuten die Angst vor dem Computer tatsächlich noch immer tief. Kopp hat dies im eigenen Umfeld beobachtet: «Die Leute können zwar mit dem Gerät telefonieren und spielen, aber die übrigen Programme nutzen sie nicht.» Deshalb will sie beim Personal zunächst die Neugier für Neues wecken: «Es braucht etwas Überwindung. Wenn das Interesse aber einmal da ist, lernen die Menschen schnell.» Einen hohen Stellenwert räumt Kopp dem Datenschutz ein: Das Personal müsse erkennen, welche Daten heikel seien und zur Übermittlung verschlüsselt werden müssen. Das Standardprogramm von Easy Dok bietet laut Kopp aber ein hohes Mass an Sicherheit.

Hilfsmittel für die Pflegeplanung

Easy Dok dokumentiert und unterstützt den Pflegeprozess, garantiert «eine einfache und logische Bedienung» und bietet auch Abklärungshilfen, etwa bei der Beurteilung des Sturzrisikos. Das Programm hält fest, welche Arbeiten wann zu erledigen sind und listet auch die Präferenzen des Bewohners auf, ist also ebenso Hilfsmittel für die Pflegeplanung. Zu den Basisinformationen gehören Personalien und Biografie, Bezugspersonen, Diagnosen, Vitalwerte, Ausscheidungen, Therapien, Medikamente, Hilfsmittel und andere

res mehr. Fazit der Entwicklerfirma: «Die Pflege wird transparent und nachvollziehbar.»

Easy Dok GmbH ist eine Schweizer Firma. Sie wurde 2003 gegründet mit dem Ziel, eine neue Pflegedokumentation für die

**Das grösste Problem:
Das Personal hat
Angst vor dem
Computer und vor
der Bürokratie.**

>>



Verwaltung von Patientendaten in herkömmlichen Hängeregistaturen gehören bald der Vergangenheit an.

Foto: Keystone

Schweiz zu entwickeln. Der Vertrieb erfolgt über drei Partnerfirmen.

Stand der Implementierung

eHealth heisst die Strategie, mit der Bund, Kantone und die Partner des Gesundheitswesens die Einführung elektronischer Patientendossiers seit einigen Jahren vorantreiben. eHealth Suisse ist zuständig für die Koordination unter den zahlreichen Beteiligten, die inzwischen ein weitverzweigtes Netzwerk von IT-Firmen und leistungserbringenden Gemeinschaften bilden. Obwohl das Bundesgesetz über das elektronische Patientendossier erst in der Beratungsphase ist, schreitet die elektronische Aufrüstung in den Spitälern und Institutionen kontinuierlich voran.

Das Forschungsinstitut GFS Bern hat im Auftrag des Bundesamts für Gesundheit und weiterer Beteiligter den Stand der Implementierung im Swiss eHealth-Barometer 2012 dargelegt. Wichtige Treiber sind die Spitäler, die laut Schlussbericht eine eigene Strategie entwickelt haben. Eine Schlüsselrolle spielen

Die Mehrheit der Ärztinnen und Ärzte glaubt nicht an einen Spareffekt mit eHealth.

die Ärzte: Sie erweisen sich bei der flächendeckenden Einführung als die grössten Bedenkensträger. Befragt wurden 714 repräsentativ ausgewählte Ärztinnen und Ärzte, 21 eHealth-Verantwortliche von Kantonen sowie 82 Verantwortliche von Spitälern. Grundsätzlich entspreche die Digitalisierung von Patientendaten einem weit verbreiteten Bedürfnis, heisst es im GFS-Bericht. Die Stellungnahmen der Ärztinnen und Ärzte aber ergeben kein einheitliches Bild: Während 58 Prozent der Spitalärzte die Einführung

grundsätzlich begrüssen, liegt die Zustimmung bei den übrigen Ärzten lediglich bei 30 Prozent. Heikler Punkt sind die Zugriffsrechte auf Patientendaten. Die Versicherer etwa stehen gänzlich abseits und sollen keine Berechtigungen bekommen. Insgesamt sieht die Ärzteschaft in eHealth «mehr Aufwand als Nutzen». Insbesondere kritisieren die Ärztinnen und Ärzte, dass der Zusatzaufwand nicht vergütet wird. Allen befragten Kreisen gemein ist die wachsende Sorge vor der «Abhängigkeit von Software-Systemen». Gross sind auch die Zweifel daran, ob eHealth zu einer Stabilisierung oder gar Senkung der Ge-

Die schrittweise Digitalisierung der Patientendossiers

Gemäss Strategie eHealth Schweiz des Bundesrats und der Gesundheitsdirektorenkonferenz sollen alle Menschen in der Schweiz bis 2015 den Leistungserbringern ihrer Wahl jederzeit den elektronischen Zugriff auf Informationen über ihren Gesundheitszustand geben können: So steht es in den Zielen des Bundesrats. Die Umsetzung der Strategie ist allerdings etwas ins Stocken geraten. Das Parlament wird sich demnächst mit dem Bundesgesetz über das elektronische Patientendossier befassen. Richtige Informationen zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu haben: Dies entspreche dem Bedürfnis der mobilen Gesellschaft, helfe Fehler in der Diagnose und Therapie vermeiden und könne Leben retten, so die Vorstellung des Bundesrats. Er will eHealth Schweiz aber nicht von oben herab

verordnen, sondern schrittweise und föderal einführen. Im Moment laufen in einigen Kantonen Modellversuche. Wichtiger Player ist die IHE Suisse (Integrating the Healthcare Enterprise), eine weltweit tätige Organisation, die den Datenaustausch zwischen IT-Systemen im Gesundheitswesen unter Verwendung einheitlicher Standards verbessern will. Christian Kohler, Leiter der Geschäftsstelle Schweiz, sieht den Schlüssel bei der Konsolidierung der vielfältigen Systeme in den Spitälern und bei anderen Leistungserbringern über universelle Patientendossiers, kombiniert mit IHE-Repositories. An den Info Society Days und an regelmässig stattfindenden Foren treffen sich Firmen, Leistungserbringer und Verwaltungsstellen zum Informationsaustausch.

sundheitskosten beiträgt. Die Mehrheit der Ärztinnen und Ärzte jedenfalls glaubt nicht an einen Spareffekt.

Hausärzte fordern Zwischenstopp

Heinz Bhend, Facharzt FMH für Allgemeinmedizin in Aarburg AG, verfasste namens seines Verbands zum Vorentwurf des Bundesgesetzes über das elektronische Patientendossier eine kritische Stellungnahme. Die Hausärzte Schweiz fordern einen Zwischenstopp. Die Erfahrungen im Ausland hätten gezeigt, «dass wegen der Komplexität der Materie eher zusätzliche Probleme entstehen und die Kosten entsprechend explodieren». Effizienzgewinne seien zwar theoretisch denkbar, hätten aber bisher nicht empirisch belegt werden können. «Im besten Fall ist eine gewisse Qualitätssteigerung bei optimal funktionierenden eHealth-Strukturen zu erwarten.» In den Arztpraxen werden laut Bhend 90 Prozent der Patientenprobleme gelöst. «Dafür braucht es keine aufbereiteten, transferierbaren Daten.» Und Patientendaten seien nur dann nützlich, wenn sie verfügbar, aktuell und umfassend seien. «Dies bedingt einen grossen redaktionellen Aufwand.» Die mangelhafte Datenqualität habe beispielsweise in Holland zum Abbruch des eHealth-Projekts geführt. Im Artikel «Zehn Killerkriterien» warnt die Schweizerische Ärzteschaft vor dem übermässigen redaktionellen und administrativen Aufwand. Der Berufsverband rechnet mit Kos-

ten für die Umstellung auf elektronische Dokumentation von 70000 bis 100000 Franken pro Arzt. Zudem bemängelt der Verband die Konkurrenz von Systemen, die nicht kompatibel sind.

«Die Politik muss jetzt vorwärts machen»

Grosse Befürworterin von eHealth ist Erika Ziltener, SP-Kantonsrätin in Zürich und Präsidentin des Dachverbands Schweizerischer Patientenstellen. Sie zeigt sich überzeugt, dass das elektronische Patientendossier Qualität und Sicherheit einer Behandlung erheblich steigert. «Die zentrale Datenbank verringert das Risiko von Medikations- und Behandlungsfehlern.» Zudem könnten viele Doppeluntersuchungen vermieden werden. Ziltener nimmt die Hausärzte in die Pflicht: Sie seien für die Redaktion der Patientendossiers verantwortlich, unter entsprechender Abgeltung des Zusatzaufwands. Die Hoheit über das Dossiers aber müsse bei den Patientinnen und Patienten bleiben. Ziltener räumt ein, dass es noch viele ungelöste Probleme gibt, etwa betreffend Berechtigungen, Haftung, Finanzierung, Datenschutz und Kompatibilität der Systeme. «Die Politik muss jetzt vorwärts machen.» ●

Weitere Informationen: www.e-health-suisse.ch

Anzeige

CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

Fachkurs

Neues Erwachsenen-schutzrecht

Konsequenzen für die Heime

- Auswirkungen auf das Leben und den Alltag in den Heimen und sozialen Institutionen
- Veränderungen für Verantwortliche, die Mitarbeitende und BewohnerInnen

Datum 17. Mai 2013

Ort Luzern

Ausschreibung und Anmeldung finden Sie unter www.weiterbildung.curaviva.ch/management

CURAVIVA Weiterbildung Abendweg 1 6006 Luzern
Telefon 041 419 01 72 weiterbildung@curaviva.ch

Einfach komfortabel ..

Der Clematis erfüllt alle Anforderungen an einen Pflegerollstuhl und noch mehr...

Nur beim Preis ist er knauserig!

Beachten Sie auch unsere Aktionen unter www.gloorrehab.ch



Verlangen Sie ein Exemplar **kostenlos und unverbindlich** zur Probe!

Neu ist der Clematis mit Arbeitstisch, Seitenpelotten und winkelverstellbaren Fussplatten ausgerüstet.

Natürlich zum gleichen Preis!

Gloor Rehabilitation & Co AG

Mattenweg 5 CH - 4458 Eptingen
Tel. 062 299 00 50 Fax 062 299 00 53
www.gloorrehab.ch mail@gloorrehab.ch

RedLine – Ein Grund zum Feiern

Seit 10 Jahren wird die Software RedLine von verschiedenen sozialpädagogischen Institutionen als professionelles Arbeitsinstrument erfolgreich genutzt. Ein Grund zum Feiern, denn gegenüber anderen Lösungen überzeugt diese Software durch etliche Vorteile.



Vor zehn Jahren entwickelten vier Studenten der FHS Hochschule für Technik, Wirtschaft und Soziale Arbeit in St. Gallen die erste Version einer Software für den stationären Bereich sozialpädagogischer Institutionen. Seither wurden die Funktionen der Software entlang den Bedürfnissen der Praxis laufend weiterentwickelt und neue Module ergänzen heute die Palette der Möglichkeiten.

Mehr als nur Daten erfassen

Mit RedLine können die Betreuungspersonen alle wichtigen Daten und Informationen zu ihren Klientinnen und Klienten zentral erfassen und für ihre Arbeit aktiv nutzen. Journalinträge, Termine, Förderplanung und vieles mehr sind mit dieser Software jederzeit und überall verfügbar. RedLine wurde als Software entwickelt, welche sich eng an den Erfordernissen der heutigen Betreuungsarbeit orientiert.

Maximale Sicherheit – günstiger Preis

Die Entwickler von RedLine erkannten schon früh die heutigen Möglichkeiten des Internets. Aus diesem Grund wurde die Weiterentwicklung einer lokal installierbaren Version schon bald eingestellt. Heute arbeiten alle Kundinnen und Kunden auf demselben zentralen Server. Redundante Speicherung, stündliche Sicherungen, periodische Backups und der Zugriff über eine gesicherte Internetverbindung bieten stets die Gewähr für höchstmöglichen Schutz der vertraulichen Daten. Die Kundinnen und Kunden arbeiten stets mit der neuesten Version und sparen damit Kosten für einen aufwendigen Betrieb und Unterhalt ihrer Informatik.

Warum gerade RedLine?

Die Entwickler von RedLine kennen die Anforderungen an die sozialpädagogische Arbeit aus dem eigenen direkten Praxisbezug. Dank der Nähe zu den Kundinnen und Kunden ist es ihnen möglich, rasch auf die individuellen Bedürfnisse der einzelnen Institutionen und auf Veränderungen der äusseren Rahmenbedingungen zu reagieren. So sind beispielsweise die Erfassungsgrundlagen für die Erhebung des Individuellen Betreuungsbedarfs (IBB) gemäss den Vorgaben der *IFEG SODK Ost* standardmässig in RedLine implementiert.

Dank dem individuellen Lizenzierungsmodell ist RedLine auch für kleine und mittelgrosse Institutionen eine kostengünstige und nachhaltige Investition, die sich rasch auszahlt.

Mit RedLine sind Sie gut beraten

Detaillierte Informationen zu RedLine finden Sie auf www.redline-software.ch. Das Entwicklerteam berät Sie gerne persönlich. Interessierte Institutionen können auch eine Livevorführung der Software vor Ort vereinbaren.

F.N.

Die andere Sicht – Smarter Zwerg

Wann kümmert sich die Mode endlich um Behinderte und Alte?

Von Tom Shakespeare

Ein kleinwüchsiges Kind wie ich, fand meine Mutter, sollte nicht mit Kleidung zusätzlich auf sich aufmerksam machen. Wenn du dich genauso kleidest wie die anderen, fällt deine Behinderung am wenigsten auf, lautete ihr Rat. Als junger Erwachsener beschloss ich: Wenn man dich sowieso anstarrt, kannst du auch als Punk herumlaufen – auf diese Weise fühlte sich meine Auffälligkeit wenigstens wie selbstgewählt an und nicht wie eine Last.

Menschen mit ungewöhnlichen Körpern werden von der Modewelt stiefmütterlich behandelt. Oft fühlen sich Behinderte nicht wohl in ihrem Körper und enden in formlosen, sackartigen Kleidern, die man leicht an- und ausziehen kann. Die Boutiquen zielen auf die Jungen, Schlanken, Fitten und wirken einschüchternd auf jeden, der nicht der Norm entspricht – besonders auf Behinderte und Ältere. Für viele von uns ist der Blick in den Spiegel eher traumatisch.

Als ich noch gehen konnte, bestand meine Lösung in einem massgeschneiderten Dreiteiler: Nadelstreifen mit hübscher Krawatte und Manschettenknöpfen. Nach der Querschnittslähmung merkte ich, dass sich Sakko und Rollstuhl schlecht vertragen. Die Ärmel sind immer schmutzig und abgewetzt, weil sie die Räder berühren. Wie sollte ich mich je wieder ansehnlich kleiden?

Ich entdeckte die Lösung auf der Hochzeit eines Freundes: Alle männlichen Rollstuhlfahrer trugen Gilets. Hose und Weste, fein aufeinander abgestimmt, dazu eine elegante Krawatte – und keiner bemerkt das Fehlen des Sakkos.

Die Modedesigner sollten darüber nachdenken, wie sie die Behinderten und Alten dieser Welt besser kleiden. Warum darf ich nie den smarten Zwerg spielen? Warum keine Eleganz für Amputierte? Weshalb gibt es kein zeitgemässes Outfit für Menschen mit geistiger Behinderung? Wenn wir gut aussehen könnten, geriete das Stereotyp vom abhängigen und benachteiligten Behinderten ins Wanken und die betroffenen Individuen gewännen an Selbstvertrauen. Das wäre keine Sache der Oberfläche.

Zum Autor: Tom Shakespeare ist Soziologe; er lebt in Norwich. Diese Kolumne erschien zuerst in der Februar-Ausgabe von «NZZ Folio».

Bern

Charta gegen Missbrauch

Die bernische, verbandsübergreifende Arbeitsgruppe Prävention hat eine Charta mit zehn Standards erarbeitet, die helfen sollen, Missbrauch an beeinträchtigten Menschen zu verhindern. Die Charta ist als Reaktion auf den Missbrauchsfall H.S. entstanden. Zwölf Behindertenverbände (u. a. Curaviva, Insos, Procap, Socialbern) haben die Richtlinien erarbeitet. Die Charta sei ein gutes Instrument für die Prävention und habe zu einer spürbaren Sensibilisierung der Branche geführt, sagt Ueli Affolter, Leiter der Arbeitsgruppe und Geschäftsführer von Socialbern. Zudem hätten die Institutionen damit hilfreiche und umsetzbare Richtlinien in der Hand. Kathrin Wanner, Geschäftsführerin der Behindertenwerke Oberemmental (BWO), sagt, es sei inzwischen Standard geworden, bei Anstellungen einen Strafregisterauszug zu verlangen und zwei Referenzen einzuholen. Zudem vernetze man sich vermehrt mit früheren Arbeitgebern. Häufiges Wechseln der Arbeitsstelle werde hinterfragt, und der Interpretation von Arbeitszeugnissen werde mehr Aufmerksamkeit beigemessen. Die Arbeitsgruppe Prävention fordert, dass die nationale Sozialdirektorenkonferenz (SODK) die Schaffung von kantonalen Meldestellen koordiniere, wo sich Mitarbeitende von Institutionen bei Verdacht auf Missbrauch melden können.

Tages Anzeiger

Einheitliche Gefährdungsmeldung

Seit Anfang 2013 gilt in der Schweiz das neue Kinder- und Erwachsenenschutzrecht. Im Kanton Bern hofft das Jugendamt, dass dadurch Lehrer, Heimmitarbeiterinnen und -mitarbeiter und

andere Berufsleute, die mit Kindern zu tun haben, vermehrt und früher bei den Behörden Gefährdungsmeldungen eingeben, wenn Kinder ein auffälliges Verhalten zeigen. Bisher seien diese Berufsleute sehr zurückhaltend mit Gefährdungsmeldungen gewesen, denn sie wollten das notwendige Vertrauensverhältnis zu Kind und Eltern nicht belasten. Der Sozialpädagoge und Familiencoach Arno Walti kritisiert das Jugendamt. Mit Gefährdungsmeldungen müsse vorsichtig umgegangen werden, solange es sich «nur» um Verhaltensauffälligkeiten handle und keine Gefährdung an Leib und Seele bestehe. Darum unterstütze er ein Vorgehen, bei dem zuerst eine externe Fachperson beigezogen wird (Arzt, Erziehungsberater). Diese Personen hätten eine distanziertere Wahrnehmung und seien weniger emotional mit dem Kind verhängt als die Lehrer und Heimmitarbeiter. Mit der neu geschaffenen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde erhoffe er sich im Kanton Bern eine einheitliche Regelung in Sachen Gefährdungsmeldung.

Der Bund

Zug

Neue Altersheime für Migranten?

Rund 400000 Rentnerinnen und Rentner mit Migrationshintergrund werden bis im Jahr 2020 in der Schweiz leben. Dies zeigt eine Studie der eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen. Der Kantonale Seniorenverband Zug reagiert auf diese Studie und stellt die Frage, ob es für diese Menschen spezialisierte Alters- und Pflegeheime braucht, da die Migrantinnen und Migranten vielfach andere Bedürfnisse hätten. Viele Menschen mit Migrationshintergrund hätten in ihrem beruflichen Leben schwere körperliche Arbeit verrichten müssen und bräuchten darum im Alter eine spezielle Pflege. Dazu komme, dass bei Menschen mit Migrationshintergrund nur jeder Dritte über gute Deutschkenntnisse verfüge und jeder Zehnte Mühe mit der Integration habe. Zudem sei für viele Migranten der Schritt ins Altersheim keine Option, da sie darauf hofften, von der Familie gepflegt zu werden. Ob die Idee von speziellen Heimen für Menschen mit Migrationshintergrund im Kanton Zug tatsächlich realisiert wird, wird

sich jedoch frühestens in zehn Jahren zeigen. Derzeit sei die Frage nicht aktuell, sagt Peter Arnold, Gesamtleiter der Alterszentren Zug.

Neue Luzerner Zeitung

Forschung

Autismus kann sich auswachsen

Die bei Kindern erstellte Diagnose Autismus muss nicht lebenslang gelten, denn die Krankheit könne sich auswachsen. Zu dieser Erkenntnis kommt eine Studie der University of Connecticut in den USA. Zudem sei möglich, dass manche Kinder ihre aus dem Autismus entstandenen Schwierigkeiten kompensieren. 112 autistische Kinder haben an der Studie teilgenommen. Bei mehr als zwei Dritteln zeigte sich, dass sie zum Zeitpunkt des Tests keine Krankheitssymptome mehr aufwiesen (schwieriger Umgang mit Sprache, Gesichtserkennung, Kommunikation oder sozialer Interaktionen) und sich ihr Verhalten nicht mehr von dem ihrer Schulkameraden unterscheidet. Obwohl die Studienergebnisse nicht endgültig seien, können daraus neue Erkenntnisse über Autismus selbst und über die Behandlungen gewonnen werden, die die langfristige Prognose für diese Kinder beeinflussen, sagen die Forscher. Denn weiterhin sind sich Fachleute über Diagnosekriterien uneinig.

Journal of Child Psychology and Psychiatry

Mehr Gewalt unter jungen Menschen

Eine Studie des Schweizer Bundesamts für Sozialversicherungen in Bern zeigt, dass sich in den vergangenen 20 Jahren die Gewalt unter jungen Menschen im öffentlichen Raum verdoppelt hat. Besonders häufig seien junge Männer bis 24 Jahre von Gewaltfällen betroffen. Tötlichkeiten und Körperverletzungen seien dabei am häufigsten. Dass die Gewalttaten im öffentlichen Raum und an Wochenenden zwischen 22 und 5 Uhr zugenommen haben, lasse sich mit der Zunahme des Alkoholkonsums erklären. Der Ausbau des ÖV-Angebots sowie die liberalisierten Öffnungszeiten für Gastrobetriebe hätten dazu geführt, dass sich das Leben vieler Jugendlicher zwischen Donnerstag und Sonntag in die Nacht verlagere, sagt Kriminologe Denis Ribeaud von der ETH Zürich. Die

festgestellte Zunahme der Gewalt sei aber nicht auf eine allgemein erhöhte Gewalt- und Delinquenzbereitschaft unter jungen Menschen zurückzuführen. Denn im Gegensatz zur Gewalt im öffentlichen Raum hätten gravierende Gewalttaten auf Pausenplätzen abgenommen, und im privaten Raum stagnieren die Zahlen seit Jahren. Ribeaud hat verschiedene Datenquellen analysiert: Strafuntersuchungsbehörden, die Unfallversicherung Suva und Befragungen von Jugendlichen.

Der Sonntag

Musikunterricht fördert die Motorik

Je früher Kinder ein Instrument spielen lernen, desto mehr wird die Entwicklung des Gehirns gefördert. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der Concordia University in Montreal, Kanada. Die Gehirnschans zeigen, dass der Effekt auf die motorische Rinde, von der aus willkürliche Bewegungen gesteuert werden, am grössten ist, wenn ein Instrument bereits vor dem siebenten Lebensjahr gelernt wird.

Laut Virginia Penhune, Psychologieprofessorin, erfordere das Lernen eines Instruments die Koordination zwischen Händen, visuellen sowie auditiven Reizen. Im Alter zwischen sechs und acht befinden sich Kinder in einer sensitiven Phase, während der das musikalische Training die motorischen Fähigkeiten und die Gehirnstruktur beeinflusse. Untersucht wurden 36 erwachsene Musiker, von denen die Hälfte bereits vor dem siebenten Lebensjahr zu musizieren begonnen hatte, während der Rest erst später musikalisch gefördert wurde. Insgesamt haben die beiden Gruppen aber über den gleichen Zeitraum hinweg Musikerfahrungen gesammelt. Ein Vergleich der motorischen Fähigkeiten zeigte, dass die Versuchsteilnehmer, die schon früh ein Instrument erlernten, über ein präziseres Timing verfügten.

Journal of Neuroscience

Informationen aus dem Fachbereich Alter

Alters- und Pflegeinstitutionen im Wandel

Der Fachkongress Alter in Lausanne gehört schon wieder der Vergangenheit an. Es waren zwei wertvolle und auch inhaltlich gehaltvolle Tage, an welchen auch das Miteinander nicht zu kurz kam. Rund 1000 Teilnehmende besuchten den diesjährigen Kongress.

«Eine Branche im raschen Wandel.» Der Kongresstitel impliziert die Geschwindigkeit, mit der wir uns täglich konfrontiert sehen. Der rasante Wandel findet in vielen Bereichen statt: beim Management, bei den gesetzlichen Vorgaben, den Personalressourcen, den immer neuen Erkenntnissen bei Demenzerkrankungen und den älter werdenden Menschen selbst – um nur einige Beispiele zu erwähnen.

Seit der Industrialisierung sind wir dem Motto «Zeit ist Geld» ausgeliefert. Das KVG und die Pflegefinanzierung sind geprägt von diesem Gedanken – überall werden Minuten und Punkte gezählt und hin und her geschoben...

Aber das kann nicht alles sein. Gerade in der Langzeitpflege geht die Formel «Zeit ist Geld» nicht immer auf. Zeit ist zwischenmenschliche Beziehung, welche die uns anvertrauten älteren Menschen dringend brauchen, und zwar mehr denn je. Aber nicht nur sie, auch die vielen Mitarbeitenden benötigen die Zeit für die direkten Begegnungen mit den älteren Menschen. Denn ihre Dienstleistung heisst «Schenken von Zeit», da sein für Menschen, die ohne Hilfe nicht mehr auskommen können.

Wir müssen uns als Branche der Alters- und Pflegeheime dafür einsetzen, dass in Politik und Gesellschaft klar wird, dass wir mit dem TGV nicht immer besser am Ziel ankommen. Manchmal reisen wir mit langsameren Verkehrsmitteln viel angenehmer.

Dieses Jahr kamen die Kongressteilnehmenden auch in den Genuss von renommierten Fachreferenten aus Übersee. So sprachen beispielsweise Dr. Barry Bittman (USA) zur Wirkung von Musik bei der Demenzbetreuung und Klaus Zimmermann (Australien) zum Unterschied von Management und Leadership. Über 50 Referierende aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft sowie der stationären Langzeitpflege gestalteten den Kongress. Darunter waren viele Höhepunkte, die eine Reihe von Anregungen und Unterhaltung boten.

Einen Teil der Präsentationen finden Sie auf der Kongresshomepage unter www.congress.curaviva.ch.

Als besondere Wertschätzung erachten wir auch die Anwesenheit von Bundesrat Alain Berset. Seit der Durchführung des Kongresses war das die erste Teilnahme eines Bundesrats am Fachkongress Alter. Im Zentrum seiner Rede standen die Reform der Altersvorsorge sowie die Herausforderungen in den Bereichen Demenz und Palliative Care.

Der Fachkongress Alter stand aber auch für ein herzliches Dankeschön an alle Teilnehmenden für ihr tägliches Engagement im Dienste einer hohen Lebensqualität für ältere Menschen. Auch wir als Team des FB Alter erhielten inzwischen viele positive Rückmeldungen zum Kongress. Das zeigt uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Wir freuen uns schon heute auf den nächsten Kongress im Jahr 2015.



Markus Leser
Leiter Fachbereich Alter

• Aktuell •

Veranstaltungen Impulstag 2013

«Darf ich auch im Heim ich selber sein?»

21. März 2013 in Zürich

www.bildungsangebote.curaviva.ch

Neue Publikationen

«Würde und Autonomie im Alter»

Ethische Herausforderungen in der Pflege und Betreuung alter Menschen

«Aggression in der Langzeitpflege»

Ein differenzierter Überblick über die Problematik

«Massnahmen und Empfehlungen zur Steigerung der Arbeitgeberattraktivität»

www.curaviva.ch → Publikationen

Diverses

Laufend neue Informationen:

Studien – abgeschlossene Studien zu unterschiedlichen Themen
www.curaviva.ch/studien

Themendossiers – Hintergrundinformationen zu Politik und Sachthemen
www.curaviva.ch/dossiers
Arbeitsinstrumente – Hilfsmittel und Vorlagen für die tägliche Arbeit
www.curaviva.ch → Arbeitsinstrumente

*Die Rubrik liegt ausserhalb der redaktionellen Verantwortung.
Der Inhalt wird durch den Fachbereich Alter von CURAVIVA Schweiz gestellt.*

